

Mit 43 neuen Geschichten, die das Leben schrieb

# C'est la vie!



**Die ultimative Ferienlektüre für 2003**

Mit Texten von Thomas Bornhauser und acht Gastautoren sowie Karikaturen von Beat Sigel

# Liebe Leserin, Lieber Leser

Eigentlich hatte ich vor, meine zwölfte Ferienlektüre frei nach Frank Sinatra «That's life!» zu benennen. Und obwohl ich, weil teilweise in New York aufgewachsen, ein halber Ami geblieben bin, habe ich mich entschlossen, dieses Büechli «C'est la vie!» zu betiteln. Aus zwei Gründen: Nach unseren sieben NY-Jahren, da haben wir anschliessend zweieinhalb Jahre in Bordeaux gewohnt (zusammen mit meinem Brüetsch bin ich dort in eine Art Ordensschule – Mon Dieu, war das eine harte Zeit, nach dem Easy going in Amerikas Schulzimmern ...), so dass mir die französische Sprache durchaus nicht fremd ist, obwohl ich diesbezüglich kein Hirsch bin. Und, zweitens: Ich finde, dass sich gewisse Herren in Washington wie unerträgliche Kolonialherren gebärden, so dass ich mich geniere, mich als US-Fan zu outen. In dieser Situation halte ich es wie Michael Moore während der Verleihung der Academy Awards.

Die Geschichten aus/in «C'est la vie!» wurden während der vergangenen zwölf Monate, geng wie geng, grösstenteils in der «Aemme-Zytig», in der «Grauholz-Post» und im «Brückenbauer» publiziert, nicht immer zur Freude aller Beteiligten, wie Sie zum Beispiel auf Seite 39 feststellen werden. Nun, wer ausstellt wie ein Weltmeister, der muss auch wie ein Weltmeister einstecken können: In diesem Sinne habe ich kein Problem mit der Reaktion von Markus Tscherrig und drucke sie entsprechend unverändert ab.

Auch dieses Mal gilt es, zu danken. Zuerst einmal Beat Sigel, der die unverwechselbaren Cartoons zu den Realsatiren zeichnet. Um frischen Wind in die Publikation zu bringen, haben sich auch heuer acht Mitschreiberlinge bereit erklärt, eigene Episödden zum Besten zu geben, auf den Seiten 53 bis 67: Ursula Reinhard (Bern), Livia Anne Richard (Bern), Renate Hochmeister (Wien), Daniel Kästli (Burgdorf), Peter Steiner (Bern), Matthias Mast (Ittigen), Beat Sigel (Büren zum Hof) sowie Hans Häusler (Wohlen). Auch Karl Lagerfeld gebührt unbekannterweise Dank. Merci BOcoup!

Ruth Flückiger, Barbara Siegenthaler, Lilian Schlatter, Jacqueline Mendl, Andrea Müller-Hildebrand und Claudia Boess: Danke für das Aufspüren von Druckfehlern! Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich viel Spass mit diesen 43 neuen Geschichten, die allein das Leben schrieb.

Herzlichen,  
Bo

# «C'est la vie!»<sup>©</sup>

---

## 43 neue Geschichten, die das Leben schrieb.

«C'est la vie!» ist allen Leuten gewidmet, die gerne (über sich selber) lachen – und ganz speziell jenen Zeitgenossen, die in den 43 Geschichten vorkommen.

Texte: Thomas Bornhauser, Wohlen/BE, sowie acht Gastautorinnen und -autoren.  
Karikaturen: Beat Sigel, Büren zum Hof.

«C'est la vie!» ist eine Co-Produktion der Migros Aare für ihre Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftler, in Zusammenarbeit mit der «Aemme-Zytig», der «Grauholz-Post» und dem «Brückenbauer», wo die Realsatiren in (un)regelmässigen Abständen veröffentlicht werden.

Copyright© bei den Autoren.

Auflage: 25'000 Exemplare.

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

# Leute unter 50 bitte weg- schauen. Frauen sowieso.

Alt werde man(n), so habe ich kürzlich gelesen, wenn man auf die Aufforderung seines Ferienflirts, «Let's get upstairs and make love» («Lass' uns nach oben gehen und Liebe machen»), ihr mit der Feststellung kontert, sie solle sich doch bitte für das eine oder andere entscheiden. Very funny. Selber im Klub jener, die mittlerweile die 50 überschritten haben, kann ich Ihnen eines bestätigen: Niemand – niemand! – kann so vor Selbstmitleid zerfliessen wie die Knappüberfünfzigjährigen.

Auf dem Fussweg unterwegs zum Gurtenfestival 2002: Weil ohne Gepäck auf der Strecke (man will ja schliesslich bequem zu Hause im eigenen Bett und nicht im Gschtingg und Lärm in der von Igluzelten überfüllten «Sleeping Zone» nächtigen), da überhole ich locker das eine oder andere schwerbepackte Trüppchen. Auf einmal höre ich hinter mir eine junge Frauenstimme: «Lueg emau, dä dä vore! Dä het es Backstage-Bändeli am Handglänk, dä alti Sack!» Alter Sack? Das Teenie meint mich damit. Toll. Der nächste Schock folgt sogleich, einige Minuten später, auf der Aussichtsterrasse des Gurten-Restaurants «Tapis rouge». Thomas Haldimanni, Mitarbeiter auf dem Gurten, stellt sec fest, dass ich «g'altet» hätte. Und der Umstand, dass am Abend eine leicht beschwipste,

junge Dame «Berner Bär»-Reporter Jean-Claude Galli fragt, ob ich denn sein Vater sei, das macht die Sache nur noch schlimmer. Diese Zeilen hier bringe ich deshalb umgehend am nächsten Morgen früh zu Papier – nur so kann ich meinen tiefen, tiefen Frust von der Seele schreiben (im fürchterlichen Wissen darum, dass Sie sich darüber auch noch amüsieren werden ...).

Die liebe Midlife-Crisis. Hat auch vor mir nicht Halt gemacht, vor zwei Jahren, als ich 50 geworden bin. Das rauschende Waldhüttenfest war seit Monaten schon im Detail organisiert, die Freunde und Kollegen eingeladen. Party! Einige Wochen zuvor fragte mich meine Frau während unserer Ferien so ganz beiläufig einmal, ob ich mich darauf freuen



würde. Weil das ausgesprochen nicht der Fall war, wurden nach den Ferien konsequenterweise alle kurzerhand – im persönlichen Gespräch, wenn schon! – wieder ausgeladen, die Reservation der Waldhütte annulliert. Fertig luschtig. Immerhin kam mir genau am besagten Jubi (mit 50 ist man kein Geburi-Kind mehr, sondern bereits Jubilar) die Erleuchtung, weshalb ich all die Monate zuvor missmutig war. Ich verrate Ihnen was: Ich bin nie wirklich erwachsen geworden, sondern immer ein Kind geblieben. Und wie reagiert ein Kind, wenn es merkt, dass es 50 wird? Na also. Aber seit der Erkenntnis, dass es auch für Kids ein Leben nach 50 gibt, da geht es mir wieder b.l.e.n.d.e.n.d.

Nur eben. 20 oder 30 ist man trotz allem nicht mehr. Heute überlege ich mir zum Beispiel, ob ich mir zum Schluss eines guten Essens noch einen Grappa genehmigen soll oder ob ich doch lieber ohne Sodbrennen durchschlafen will. Ich schätze, der Tag ist auch nicht mehr allzu fern, da ich das letzte Bier temperiert und den finalen Kaffee koffeinfrei bestellen werde.

Oder die Sache bei Felix Morgenthaler in Bern, meinem Dentisten. Da geht man also jahrzehntelang hin, lässt sich die Beiserchen kontrollieren und polieren, dann und wann die Karies entfernen, um dann plötzlich eines Tages vom Herrn Doktor mit ernster Miene zu vernehmen, dass «längerfristig» (was heisst denn das nun schon wieder?) eine Krone oder eine Brücke eine gute Investition in die Zukunft sein könnte. Fehlt bloss noch, dass mir der Gute demnächst einen Prospekt über Corega Tabs mit auf den Heimweg gibt. Rein informationshalber, versteht sich.

Gibt es nicht einen Film, der «Soweit die Füsse tragen» heisst? Diese Erkenntnis

ist auch bei mir aktuell. Seit schätzungsweise zwei Jahren (Sie merken die zeitliche Parallele zum Waldhüttenfest) habe ich unter den Fussballen ein dumpfes Gefühl. Und weil das blöde Gefühl nicht wieder von selber verschwindet (wie früher alle Bobos automatisch), da habe ich mich kürzlich auf den Weg zu Roland Schori in die Klinik Permanence gemacht. Seine Diagnose war kurz und bündig: «Bärndütsch gseit sy Euer Füess düretschaupet.» Nichts Schlimmes, aber jetzt sind Einlagen gefragt, zur Entlastung der Fussballen und Stützung des Selbstbewusstseins.

Herrjemine, da wäre ja noch die Sache mit dem Schnarchen. Obwohl ich mir zünftig Mühe gebe, das ausgesprochen nicht zu tun, und versuche, innerhalb der Drehzahlbegrenzung zu bleiben, so überschreite ich immer öfter die tolerierten Höchstwerte, heisst «es» jedenfalls. Weil wir im Schlafzimmer nun keinen Apparat zum Messen der Phonstärke stehen haben, behelfe ich mich mit den bekannten Nasenpflastern für Spitzensportler. Mit Erfolg, wie, im wahrsten Sinne des Wortes, zu hören ist\*. Kommt mir soeben in den Sinn, da ich nach der Uhrzeit schauen will: Meine Haut, die spielt seit neuestem auch verrückt. Konnte ich bis letzten Herbst noch jede gefälschte Markenuhr tragen, so rebelliert das Handgelenk heute, verursacht Jucken und Ausschläge (ist wohl die Strafe für den Kauf der unzähligen Rolex, Breitling, Omega und TAG-Heuer). Aber eben: Wir wollen nicht länger grübeln, weder in der Nase noch des Älterwerdens wegen. C'est la vie.

\*Seit ich unter 100 wiege (siehe Seiten 68/69), ist das Schnarchen Geschichte.

# Fragen Sie bitte immer nach dem Namen. Immer!

**Mir ist, als wäre es erst vorgestern gewesen, da ich, als selbstsicherer Vater, mit unseren beiden Kindern an einem Mittwochnachmittag an den Kinderfasnachtsumzug nach Bern gegangen bin. Dazu gibt es ja eine nette Geschichte, vielleicht erinnern Sie sich sogar daran: Grosser Bär und Scheues Reh und so. Aber eben, es sind in Tat und Wahrheit zehn, elf Jahre her. So schnell vergeht die Zeit. Gegenwärtig sind andere Erlebnisse angesagt, zum Beispiel rund um unsere Claudia, die heuer 16 wird und sich zu einer wirklich hübschen und grossgewachsenen Zeitgenossin entwickelt ...**

Ich bin Frühaufsteher und morgens normalerweise gegen fünf Uhr im Büro. Dieser Umstand wiederum hat weniger mit seniler Bettflucht zu tun, denn vielmehr mit dem Vorteil, dass ich, erstens, drei Stunden ungestört arbeiten kann und, zweitens, es mir dann und wann dafür leiste, gegen 15:00 Uhr zu verschwinden, damit ich auch im Winter noch bei Tageslicht rumjoggen kann. So auch kürzlich: Ich bin gerade dabei, meine Jogginghose anzuziehen, als es läutet. Nun müssen Sie Folgendes wissen: Meine Frau arbeitet am besagten Nachmittag im Spital, Patrick (12) ist noch in der Schule und seine Schwester beim Kinderhüten. Also gehe ich, nur halbwegs komme ich faul angezogen, zur Türe. Draussen steht ein junger Mann, ungefähr im Alter unserer Claudia, erstaunt, Papa und nicht Tochter Bornhauser zu sehen. «Ja, bitte?»,

frage ich. «Ist Claudia da?» – «Nein, ist sie nicht, leider. Ich weiss auch nicht genau, wann sie nach Hause kommt, sorry.» Der Jüngling steht da wie bestellt und nicht abgeholt, die Enttäuschung ist ihm anzusehen. Sagt «Henusode ...» und dreht sich ab. «Soll ich Claudia etwas ausrichten?», rufe ich ihm höflichkeitshalber nach. «Nein, danke, nicht nötig ...» Liebe Leserin, lieber Leser, Sie haben es gemerkt: Ich frage absichtlich nicht nach seinem Namen, schliesslich will ich von Claudia später nicht hören, das gehöre sich nicht, das gehe mich sowieso nichts an und das sei nur noch peinlich mit mir, wie vieles andere zur Zeit auch.

Beim Auftischen zum Znacht, da flüstere ich Claudia, dass am Nachmittag jemand für sie an der Haustüre geläutet habe. «Wär isch es gsi?» – «Kei Ahnig, ig ha äxtra nid gfragt.» Liebe Eltern, wenn Sie **den** Fehler Ihres Lebens begehen wollen, dann machen Sie es am besten wie ich. Was nämlich während der nächsten sechs, sieben Minuten folgt, das ist ein Monolog in höchster Erregung vorgetragen, dem Hyperventilieren nahe. «Spinnsch eigentlech, DAS chasch doch nid mache!!!» ist noch das Höflichste, was ich an den Kopf geworfen bekomme. Halb Wohlen muss das Leidklagen unserer Claudia gehört haben, durch die geschlossenen Fenster hindurch. Ein Hurricane ist ein Hurricane, Claudia in diesen Minuten jedoch das Übernächste. Doch, doch, jetzt weiss ich, was ich bin. Das Schlimmste daran: Meine Frau pflichtet ihrer Tochter bei (von wegen «... in guten wie in schlechten Zeiten ...»), Patrick ergötzt sich an der Situation, und ich stehe ungeschützt im Orkan.



Ob es Dävu gewesen sein könnte? Wie soll ich das wissen, ich kenne ihn ja nicht. Pädu? Yänä? Fäbu? Die Auswahl geht noch weiter (und ich Trottel habe doch tatsächlich geglaubt, Claudia interessiere sich für das andere Geschlecht in etwa so viel wie ich für Computertechnik). Also versuche ich zu rekonstruieren\*: Halb-lange Haare, blond, Baseball-Cap der White Sox (dabei bin ich doch Yankees-Fan). Diese Beschreibung reicht allerdings weder hinten noch vorne aus. «Hatte er Turnschuhe, weisse?», will Claudia wissen. «Daran erinnere ich mich nicht mehr, aber Schuhe trug er, da bin ich mir ganz sicher.» Zeter und Mordio, Sodom und Gomorrha, ich hätte gescheiter nichts gesagt ...

Zwischendurch, da ist vom Teenie immerhin zu vernehmen, dass Jasmins Mutter (Jasmin ist eine enge Vertraute unserer Claudia, gleichaltrig, in der gleichen Klasse), Kathrin, sich auch einmal so einen monumentalen Flop geleistet hat, von wegen nicht fragen, wer geläutet hat, wenn geläutet wurde. Na also, bin ich doch in allerbesten Gesellschaft (Sälü Kathrin!). Weder aber ist das jetzt ein

Trost noch hilft es mir in der aktuellen Sache weiter, im Gegenteil. Die Suche nach sachdienlichen Angaben geht weiter. «Welche Farbe hatte seine Jacke? Grau?» – «Das ist gut möglich, Claudia, aber ich bin mir nicht sicher. Weiss war sie auf jeden Fall nicht.» So geht denn die Tragödie weiter, mit dem Resultat, dass unklar bleibt, wer bei uns zu Besuch war. Immerhin ist mir eines klipp und klar: Das nächste Mal, da lade ich den mir

unbekannten Besucher zu einem Red Bull oder einem eiskalten Smirnoff unter Männern ein, – und frage ihn aus, damit ich Claudia, wenn sie nach Hause kommt, in allen Details informieren kann. Das wird ihr sicher nicht peinlich sein.

Jajaja, Sie haben schon Recht: Mir stehen diesbezüglich vermutlich noch turbulente Zeiten bevor. Ich sehe mich nämlich demnächst auch schon hinter dem Vorhang stehen, Fingernägel kauend, morgens zwischen 01:00 und 04:00 Uhr, in Erwartung des Nach-Hause-Kommens unserer Claudia.

\*Aus Rücksicht auf den noch lebenden Teenager sind diese Angaben verfälscht, damit ihn niemand anhand meiner Beschreibung erkennen kann. Ich will ihn ja weder blossstellen noch der Gefahr aussetzen, von missgünstigen und eifersüchtigen Mitstreitern gelyncht zu werden.

# Was ich dem Michael Schumacher voraus habe

**Als Verfasser dieser weltbewegenden Realsatiren (neulich, kein Witz, da bestellte sogar die Deutsche Bibliothek in Leipzig eine Serie meiner bisher veröffentlichten Werke, um sie höchstwahrscheinlich zwischen jene der Kollegen Böll und Brecht stellen zu können) komme ich dann und wann zu Erlebnissen, die einem gewöhnlich Sterbenden vorenthalten bleiben. Oder hatten Sie schon mal das Vergnügen, in einem nigelnagelneuen Zwölfzylinder-Ferrari mitfahren zu können? Sehen Sie.**

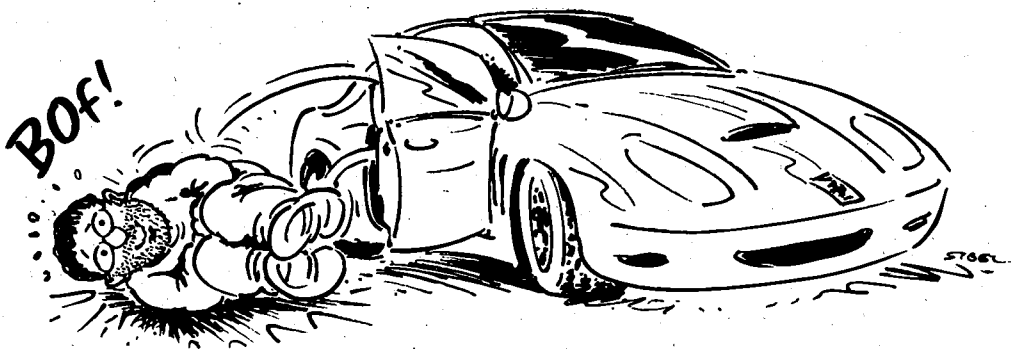
Er hatte es mir schon lange in Aussicht gestellt, der Joseph Nemeth mit seiner gleichnamigen Garage in Hinterkappelen, wo Maseratis und Ferraris verkauft werden: Eines Tages, so sagte er mir, würde er mich nämlich ausfahren, in einem Ferrari. Und siehe da, der Uettlinger steht zu seinem Wort. Es sind nämlich noch keine zwei Wochen her, da läutete zu Hause das Telefon: «Wenn Sie Lust haben, dann könnte ich Ihnen in einer halben Stunde etwas bieten.» Lust? Der Mann hat vielleicht Sinn für Humor – am liebsten hätte ich ihn durchs Telefon hindurch umarmt. Treffpunkt Hinterkappelen, bei besagter Garage.

Geneigte – möglicherweise auch etwas weniger geneigte – Leserinnen und Leser meiner Kurzgeschichten wissen, dass ich 365 Tage im Jahr mit meinem Roller, einer Yamaha Beluga, unterwegs bin. So auch heute, an diesem denkwürdigen

Tag. Man muss sich das bildlich vorstellen: Borni auf seinem Roller, im Anflug auf die Maserati/Ferrari-Garage, das Tenniszeugs zwischen die Beine geklemmt (weil ich später mit meinem Sparringpartner, Claude Dasen, abgemacht habe). Da kriegt man auch als vor Selbstvertrauen Strotzender leicht Komplexe. Schön brav verstecke ich den mickrigen Roller zwar nicht gerade hinter einem Busch, wohl aber doch hinter dem Gebäude, wo drei Angestellte gerade daran sind, einen F-40 hochzuglänzen, übrigens mit gewöhnlicher Riwx-Politur, so wie sie im Handel erhältlich ist. Weil Joseph Nemeth noch nicht da ist, parliere ich mit Bernhard Berner, dem Ferrari-Mechaniker in der Schweiz schlechthin. Und im Laufe unserer Unterhaltung stellt sich der F-40 als F-50 heraus. Soviel also zu meinem automobilen Know-how.

Pünktlich fährt auch Joseph Nemeth ein. Kurze Begrüssung, dann erscheint ein neuer Ferrari Maranello 575 auf der Bildfläche, im klassischen Rot, versteht sich. «Bitte, steigen Sie ein», schmunzelt er mir zu, währenddem er sich elegant in den Fahrersitz gleiten lässt, was für einen schätzungsweise 170 cm grossen und 70 Kilo schweren Zeitgenossen auch keine nennenswerte Herausforderung darstellt. Bei mir allerdings (195/120) dauert das eine Weile, bis ich mich ohne übergrossen Schuhlöffel neben den Fahrer gezwängt habe. Aus dem Internet ([www.ferrari.it](http://www.ferrari.it)) weiss ich bereits, dass der Maranello 575 das erste Ferrari-Strassenauto mit Formel-1-Schaltung ist, von einem 5,7-Liter-Motor und zwölf Zylindern angetrieben wird, über 500 PS auf die Räder bringt, von 0 auf 100 in vier





Sekunden beschleunigt und schneller als 300 Km/h speeden kann. In der Standardausführung kostet das Ding 295'000 Franken, was im Vergleich zum neuen F-60, der am Pariser Autosalon erstmals öffentlich vorgestellt wird, das pure Nasenwasser ist. Ich stelle mir plötzlich insgeheim vor, wie Madame Demeuron mit ihrem rollenden «r» den Namen Ferrari ausgesprochen und festgestellt hätte, dass man sich eben nicht für den F-60 interessieren sollte, wenn man ihn sich nicht leisten kann.

Zurück nach Hinterkappelen: Nach dem Angurten ist erst einmal Staunen angesagt: Nichts von ohrenbetäubendem Lärm, nichts von Gegensprechanlage zwischen Fahrer und Co-Piloten. In normaler Lautstärke erklärt mir Joseph Nemeth, was es mit der Formel-1-Schaltung auf sich hat, bei welcher die Hände ständig am Lenkrad bleiben und alle Befehle – so es denn bei der Getriebeautomatik überhaupt welche braucht – mit den Fingerspitzen ausgeführt werden. Ausgangs Wohlen, in Richtung Aarberg, da überschlägt es mich innerlich ein erstes Mal. In einer Linkskurve, die ich mit unserem Ford Mondeo mit schlappen 35 passiere, da schafft es der Ferrari easy mit 80. Kein Reifenquietschen, kein Sliding, rein gar nichts. Als ob das Ding auf Schienen fahren würde. Millijiau! Sekunden später die Haarnadelkurve, die nach Illiswil raufführt. Zum

Glück hocke ich angegurtet in einem Schalensitz, sonst würde ich ob der unglaublichen Fliehkraft – obwohl Joseph Nemeth schön artig 80 fährt – wohl zum Fahrer rüberpurzeln ... Das Mass aller Dinge ist aber die Beschleunigung des Ferraris, die ich auf einer Überlandstrasse zweimal demonstriert erhalte, wo im Moment kein Auto weit und breit zu sehen ist. Aus dem Stand heraus (und wiederum ohne Quietschen und/oder Durchdrehen der Räder) beschleunigt der 575 mit seinen zwölf Zylindern, dass es – stellt man Fahrwerk und Getriebe von «Komfort» auf «Sport» um – beim Schalten vom ersten in den zweiten Gang im Äcke knackt, derart Power steckt im Motor. Zu schade, müssen wir die Übung nach knapp drei Sekunden abbrechen, bevor der Tacho Dreistelliges erreicht. Ganz gemütlich geht es dann via Aarberg retour nach Wohlen und Hinterkappelen in die Garage zurück, wo ich mich zum Schluss der Einfachheit halber bei offener Türe einfach rausfallen lasse, damit ich beim Aussteigen nicht das Lederinterieur mit gewagter Fuss- und Beinakrobatik beschädige. Und noch schnell eine Erklärung zur Überschrift: Im Gegensatz zu Schumi, der seinen Ferrari selber steuern muss, hatte ich die Bequemlichkeit eines Chauffeurs. Läck, isch das geil gsi!

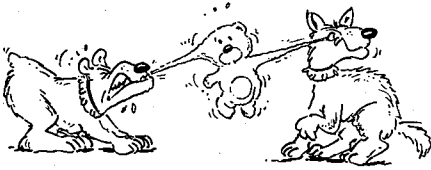
# Was sucht denn der Teddybär auf dem Mount Everest?

**Ist Ihnen auch schon aufgefallen, was wir hierzulande alles testen? Erstaunlich, ist (noch!) niemand auf den Gedanken gekommen, Wöschchlämmerli auf Herz und Nieren zu prüfen. Angebracht wäre es schon. Denn: Weiss die kluge Hausfrau, aus welchem Holz (behandelt/unbehandelt?) oder Kunststoff (gar Formaldehyd-haltig?) die Dinger hergestellt wurden? Sind Langzeitschäden auszuschliessen, würde man zwei, drei Stück verschlucken? Und wie steht es um ihre Klemmkraft? Welches Modell hält Ihre Wäsche ein Leben lang an der Leine? Fragen über Fragen, die unbeantwortet im Raum stehen bleiben müssen. Ein, im wahrsten Sinne des Wortes, beklemmendes Gefühl.**

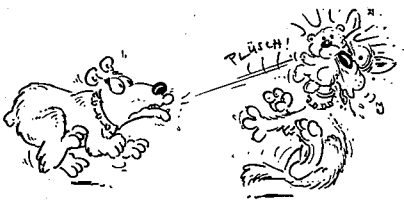
Kürzlich haben wir uns im Büro frühmorgens köstlich amüsiert. Da wurde nämlich in einer Konsumentenzeitschrift die Kultfigur aller Spielzeuge – der vom Aussterben bedrohte Teddybär (mit dem Camembär weder verwandt noch verschwägert) – auseinandergenommen und getestet. So weit, so gut. Nur fanden Lilian, Andrea, Barbara, Jacqueline, Claudia, Heidi, Martin und ich, dass die Testmethode an Oberflächlichkeit nicht zu überbieten war. Wichtige Kriterien hingegen wurden glatt übergangen. In einem knapp zweiminütigen Brainstorming stellten wir die nun folgende Methodik für den ultimativen Teddy-Test zusammen.

Ist es nicht es härzigs Bild, wenn eine junge Mutter oder eine Grossmutter ihren Bueb/Enkel im Buggy umherkarrt und das Kind seinen Teddy liebevoll im Arm hält? Was aber, wenn der Teddy einmal zu Boden oder gar in eine Pfütze fällt? Ist er, der Teddy, ein Fall für den Abfall? Oder kann man den kleinen Patienten schonungsvoll mit 30 Grad (hand)waschen, um ihn dann an den Ohren mit den eingangs erwähnten Wöschchlämmerli aufzuhängen? Um diese Fragen schlüssig beantworten zu können, sind vorhergehende Extremitests von Nöten. Unser Vorschlag: Jedes amtlich zum Verkauf zugelassene Teddy-Modell muss den Himalaya-Test bestehen. Will heissen: Jede künftige Himalaya-Expedition wird gemäss EMPA-Resolution verpflichtet, im Gepäck Teddy-Bären mitzuführen und sie auf ihre Standhaftigkeit hin zu überprüfen. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse werden täglich auf den Standardfragebogen «EMPA-TB.622E.007/6972» von den Sherpas nachgetragen. Zum Beispiel: Ab welcher Temperatur gefriert das Fell? Zeigt der Teddy Erfrierungserscheinungen, wenn man ihn nachts draussen biwakieren lässt? Wenn ja, bereits im Basiccamp oder erst auf Höhen über 7'000 Meter? Ist er einmal steiff® durchgefroren: Lassen sich die Extremitäten leicht abbrechen? Lässt er sich beim Aufsetzen einer kleinen Sauerstoffmaske reanimieren? Was für Wurfeigenschaften hat der Teddy auf über 8'000 Meter Höhe?

Apropos Sauerstoffmaske: Selbstverständlich gehört zu jedem Teddy künftig ein kleiner Sturzhelm mit in die Verkaufs-



packung, für den Fall, dass sich unser geplüschter Freund – nennen wir ihn doch Richi – aufs Dreirad mitschwingt. Man kann schliesslich nie früh genug mit der Kinder(verkehrs)erziehung beginnen. Womit wir bereits beim nächsten Thema angelangt wären, dem Verkehr. Weshalb hat noch kein Teddy-Produzent daran gedacht, praktische Teddy-Autositzli anzubieten? Liebe Eltern, haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, was Ihr Sprössling (seinerseits natürlich korrekt auf dem Rücksitz angeschnallt) für einen Horror durchmachen muss, wenn er seinen geliebten Richi schutzlos den Gefahren des Strassenverkehrs ausgesetzt sieht? Ich wette, Sie haben sich noch keine Sekunde damit auseinandergesetzt. Pfuui! Klar, dass Richi und Sitzli zur Erlangung des Gütesiegels der Stiftung für Konsumentenschutz SKS Crashtests absolvieren müssen. Will heissen: Jeder Autohersteller wird ab heute dazu verpflichtet, bei künftigen Crashtests nebst den üblichen Crash-Test-Dummies (diesen verbiegbaren Schaufersterpuppen in den YB-Farben) auch Crash-Test-Teddys samt Sitzli mit an Bord zu nehmen und zu filmen.



Ich könnte mir vorstellen, dass auf einem Unfallformular («Beschreiben Sie den Unfallhergang!») schon einmal Folgendes

zu lesen stand: «Ich dachte, der Schäferhund sei aus Plüsch.» Freunde, damit ist nicht zu spassen! Auch mit Dobermännern und Rottweilern nicht. Und dennoch sind diese treuen Begleiter des Menschen für den Teddy-Test unerlässlich. Denn keine noch so geprüfte EMPA-Maschine kann die Reissfestigkeit eines Spielzeugs besser überprüfen, als die Vierbeiner im Dauertest (damit keine Langeweile aufkommt, wird der jeweilige Teddy mit einem zusätzlichen Fleischknochen ausgestopft). Und, ganz klar: Jene Teddys, die diesen Härtetest (beinahe) schadlos überstehen, erhalten das Spezial-Diplom «Hält ein Leben lang» der SKS. Womit dann eigentlich alle Probleme rund um die Teddys gelöst wären, nicht wahr?



PS: Beim Schreiben dieser Story kommt mir unweigerlich eine Migros-Kollegin in den Sinn, die in Sarajewo aufgewachsen ist, des Berndeutschen, als sie zu uns in die Abteilung kam, aber noch nicht ganz (...) mächtig war und glaubte, dass der berndeutsche Ausdruck «Grosspère» identisch mit dem Grossen Bär ist. Selten so gelacht, Larisa!

# Von den guten alten Zeiten, da der Bo geschäumt hat ...

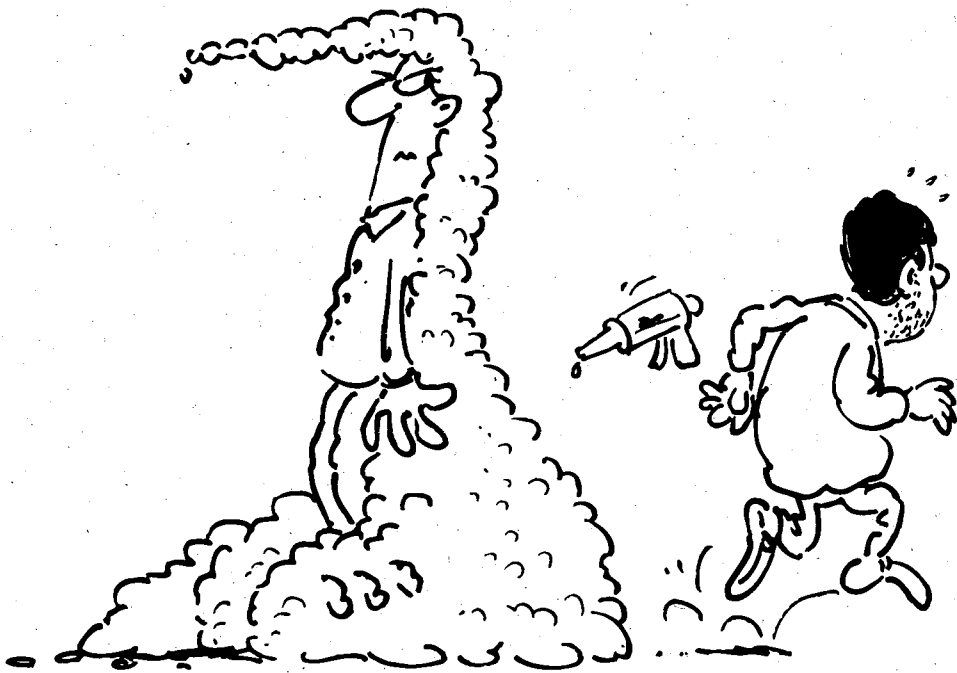
**Ich werde Ihnen etwas sagen: Sie sind total auf dem Holzweg, wenn Sie jetzt anhand der Überschrift vermuten, ich hätte vor Wut geschäumt (aber, aber ...). Des Rätsels Lösung: Stellen Sie Ihre Uhr um ganze 33 Jahre zurück. Stichwort «Skischuhe», Stichwort «Schäumen». Neudeutsch hiess der Vorgang «foamen», weil Foam im Englischen Schaum heisst.**

Ich kann es nicht oft genug wiederholen: Im Leben hatte ich immer nur Glück, stand immer zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort. So auch 1970, als ich eigentlich in die UO hätte einrücken müssen, diese Lebensschule aber sausen liess. Zu jener Zeit war ich nämlich als Bürolist bei der Schuhfabrik Henke & Co. AG in Stein am Rhein tätig, in der so genannten Reassortiments-Abteilung. Dorthin telefonierten die Schuh- und Sportgeschäfte, wenn sie Ski-, Wander- oder Bergschuhe nachbestellen wollten. An sich eine dankbare Sache – aber noch viel, viel spannender war unsere Rennabteilung, in der beinahe alles, was seinerzeit auf und neben der Rennstrecke Rang und Namen hatte, ein- und ausging. Als Mitte 1970 die Technik des Skischuhschäumens aufkam, da hatte ich wieder mal eine güldene Nase, tat blödsinnig interessiert bei den Kollegen des Rennservices, rein zufälligerweise natürlich, um mich kurz darauf mit eilends erworbenem Know-how unentbehrlich zu machen. Mit dem Resultat, dass der Bürogummi nadisna zum klammheimli-

chen Schäumerspezialisten in der Firma avancierte.

Fast niemand war vor unseren FOAM-Schuhen sicher: Karl Schranz, Roland Collombin, Walter Tresch, Heini Messner, Dölf Rösti, Conradin Cathomen, Rudolf Schock (der mich danach sogar einmal in die Ferien einlud), der Aga Khan, 007, Giovanni Agnelli, Peter Lüscher, Willi Frommelt, Gianni Versace, Philippe Roux und viele andere mehr vertrauten mir ihre Füsse an. Ungefähr 4'000 Zeitgenossen erhielten innert drei Jahren ihre Henke- (und später Raichle-)Schuhe im In- und Ausland von Bo gefoamt. Man muss sich das einmal vorstellen: Als Zwanzigjähriger hatte ich bereits das, wovon andere ein Leben lang nur träumen können. Einen Traumjob!

Selbstverständlich gibt es wahrhaft nette Storys rund ums Schäumen. Die Sache kam Anfang 1970 aus den USA nach Europa. Das Prinzip war genial einfach: Die eigentlichen Innenschuhe waren leer, hatten keine Polsterung, dafür aber eine Art Fersenventil, durch welches eine, je nach Schuhgrösse und Fussvolumen, ganz bestimmte Menge Schaum gespritzt werden musste. Die beiden Komponenten des Schaums waren zu Beginn flüssig, mussten miteinander gemixt und dann «Tempo Teufel» in den Schuh gespritzt werden, weil bereits Sekunden nach dem Mischen die chemische Reaktion begann. In den darauf folgenden drei Minuten dehnte sich die Flüssigkeit zum eigentlichem Schaum aus, der während einiger Minuten einen ungeheuren Druck auf die Füsse der geduldig und mit leichter Vorlage



dastehenden Kunden erzeugte, bis sich das bei der chemischen Reaktion entstehende Gas durch die Poren verflüchtigt und der Schaum sich verfestigt hatte. Zurück blieb dann im Idealfall (...) ein Innenschuh, der von den Konturen her millimetergenau zum Fuss passte. Hurra, nie mehr Druckstellen!

Nun wird es unschwer sein, sich vorzustellen, was allein auf Grund der Tatsache in die Hosen ging, wenn a) der Schaum zu wenig schnell in den Innenschuh gespritzt wurde, b), eine Naht eines Innenschuhs nicht dicht war und der farbige Schaum deshalb – was für ein wunderbares Bild! – von überall her aus dem Schuh drückte oder, so richtig zu mitfühlen, c), die Patienten – pardon, die Skischuhkäufer – vor lauter Druck auf den Füßen ohnmächtig wurden und die klassische Schraube vollführten ... In New York, da gab es ein Sportgeschäft, das allein der Technik vertraute und den

Schaum nicht von einem Fachmann, sondern von einem Computer berechnen und einspritzen liess. Dummerweise ergab es sich eines Tages, dass die Maschine nicht mehr abstellen wollte, immer mehr Schaum in die Schuhe spritzte, bis die Schnallen aus ihren Verriegelungen sprangen, wobei auch ein Knöchel und ein Schienbein des Kunden in die Brüche gingen. Seither kennen wir die Produkthaftpflicht.

Kurze Zwischenpassage, als Einschub: Vier Ereignisse aus jener Zeit, abseits der Rennpisten, werden mir unvergesslich bleiben. Sommer 1971: Eine Frau Nadig aus dem St. Galler Oberland ruft eines Nachmittags an, um sich zu erkundigen, ob ich ihrer Tochter ein Paar Henkerrennschuhe für den Winter verpassen könnte. Weil mir ein Kollege Tage zuvor

zufälligerweise (?) erzählt hatte, dass eine Meite namens Marie-Therese noch ihren Weg auf den Pisten machen werde, sage ich zu. Ungefähr zur gleichen Zeit, da fragt Henke-Fahrer Willi Frommelt, ob er beim nächsten Besuch in Stein am Rhein eine junge Kollegin mitnehmen dürfe, wegen eines Rennschuhs. Einige Tage später lerne ich Hanni Wenzel kennen. Und da war doch noch jener Abend in der «Tenne» Kitzbühel, an dem ich mit Rosi Mittermayer einen wunderbaren R'n'R aufs Parkett gezaubert habe, zur Gaudi aller (um allfällige Missverständnisse gar nicht aufkommen zu lassen: Rosi war nicht meinetwegen in Kitz, sondern wegen Stangenkünstler Christian Neureuther, mit dem sie heute noch verheiratet ist). Apropos verheiratet: Das sind auch die ehemalige Riesenslalom-Weltmeisterin Fabienne Serrat und Weltcup-Gesamtsieger Peter Lüscher noch, die ich 1975, damals bereits bei Hotelplan tätig, am Airport Kloten – noch bevor es die BLICK-Reporter überhaupt gerochen hatten, ha! – zu gemeinsamen Ferien nach Kenia verabschiedet habe.

Zurück zu den Schaumschlägern: Wenn der Schaum an einem nicht dafür vorgesehenen Ort landete, dann liess er sich beinahe nicht mehr entfernen. Beim Schäumen von Willi Frommelt – besser gesagt, von dessen Rennschuhen – da gab es einmal irgendein Problem mit dem rechten Innenschuh, so dass sich die Flüssigkeit nicht in den Schuh drücken liess. Nach einigen Sekunden explodierte mir die Mischpistole in der Hand, mit dem Ergebnis, dass Willi auf seiner Rückseite voller Schaum war. Fazit: Neue Kleider und der Gang zum Stein-am-Rhein-Coiffeur, wo der Arme dann eine Art Kurzhaarfrisur verpasst bekam. Ein

ähnliches Erlebnis hatte auch mein damaliger Chef beim ZDF in Mainz, weil er als Foam-Unerfahrener umsverworfen selber mit der Schäum pistole vor die Kamera wollte. Es kam, wie es kommen musste: Die Spritzpistole explodierte vor laufender Kamera, wobei ein schwerer Metallteil einem Kameramann tupfgenaue an die Halsschlagader flog, worauf dieser wie ein weicher Käse von den Füßen fiel. Das Aufatmen meines Chefs, Minuten später, als man uns signalisierte, der Mann sei o.k., war vermutlich bis in die Schweiz zu hören ...

# Gebt die 120 Kulturprozent-Millionen dem Bundesrat!

**Das wirklich Schöne an meinem Beruf ist, dass man jede Menge Leute kennen lernt. Und damit auch andere Kulturen, andere Ansichten, andere Lebenseinstellungen. So bekommt man ganz schön den Horizont erweitert, wird gewissermaßen auch zwangskultiviert. Gewiss, dann und wann gibt es auch kurlige Zeitgenossen, mit denen ich ins Gespräch komme. Von zwei derartigen Begegnungen soll heute die Schreibe sein.**

Ich liebe aussergewöhnliche Korrespondenz. Je ungewöhnlicher, desto gut. Weniger schätze ich hingegen undifferenzierte Rundumschläge. Damit wir uns richtig verstehen: Einen Persilschein würde ich meiner eigenen Arbeitgeberin nicht

ungeschaut ausstellen (sie mir vermutlich auch nicht), aber so ganz alles falsch machen wir auch nicht ... Und just um einen solchen klassischen Rundumschlag geht es hier: Eine Kundin schreibt uns, weshalb die Migros ihrer Ansicht nach das absolut Letzte ist. Gar nichts machen wir auch nur halbwegs richtig. Entsprechend auch le ton, qui fait la musique. Auszug daraus: «Die Mahlzeiten im Migros-Restaurant sind weniger zum Essen als vielmehr zum Erbrechen.» Undsowei- undsofort. Ab damit in den Papierkorb? Überhaupt nicht, reizt mich, sowas.

Einige Minuten später bereits geht ein Brief an die Absenderin raus, mit dem Vorschlag, ihre Probleme doch von Angesicht zu Angesicht zu besprechen. Zum Erstaunen des Absenders meldet die Frau am nächsten Morgen bereits ihr Erscheinen für den gleichen Nachmittag an. Um 15:00 Uhr ist Bo zum



Showdown parat. Zur Begrüssung schlage ich der Frau, enfant terrible, das ich bin, stinkfrech vor, das Gespräch doch gleich in einem Migros-Restaurant abzuhalten (von dem im Brief nicht die Schreibe war). Gesagt getan. Die schätzungsweise 75-jährige stürmt voraus, ich mit ihrem Gatten – Typ «gutmütig» – im Schlepptau hinterher.

Es folgt ein ungefähr einstündiger Monolog, aus welchem ich Ihnen hier exklusiv zwei kleine Musterli verraten darf. Da geht es zum Beispiel um den gegenwärtigen Preis unserer Kaffees in den Regalen: «In den Zeitungen lesen wir, dass der Preis für Kaffeebohnen auf dem tiefsten Preis seit Jahren ist! Und was bezahlen wir in der Migros? Wucherpreise! Das ist das Letzte!» Thomas B. versucht, die Situation auf dem Weltkaffeemarkt zu erklären, vor allem den Umstand, dass jener Kaffee, der heute bei uns in den Regalen steht, bereits vor vielen, vielen Monaten gekauft wurde, als die Preise eben noch nicht derart tief waren. Das interessiert die Frau aber bloss am Rande, wenn überhaupt, sie findet die Migros-Kaffeepreise nach wie vor daneben. «Schauen Sie, vor wenigen Tagen hatten wir eine Kaffeeaktion, mit 50% Rabatt. Bornhausers haben Kaffee vermutlich bis nächsten Sommer im Keller ... Haben Sie die Aktion nicht beachtet?» Worauf die Frau nahtlos weiterklagt: «Klar habe ich das gesehen, bloss wurden keine 250-Gramm-Packungen angeboten, das ist ein Skandal!» Konter: «Falsch, 500-Gramm-Packungen Exquisto waren Mangelware, alles andere hatte es, das weiss ich, weil ich selber einkaufen ging.» Abschliessender Kommentar meines Vis-a-vis (kein Witz!): «Schon möglich, aber wissen Sie, ich mag Kaffee gar nicht.» Es ist auch die

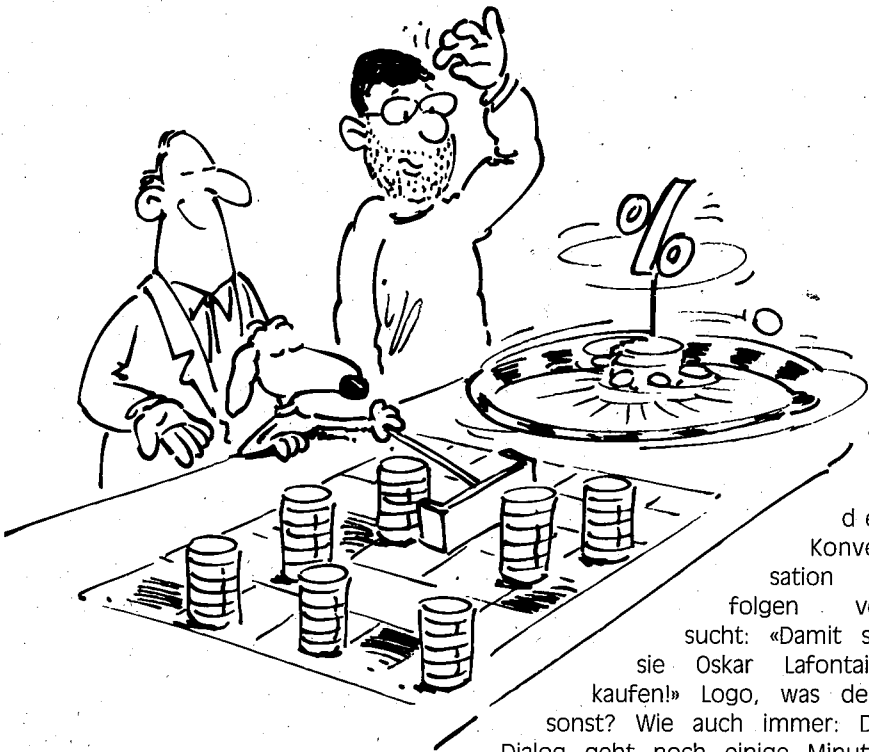
Rede von einer neuen Spielecke in einem bestimmten Migros-Restaurant: «Wir gehen dort seither nicht mehr hin, dort spielen viele Kinder!» – «Pardon, was haben Sie denn in einer Kinderspielecke erwartet?» – «Das ist mir gleich, aber der Krach an den Tischen unmittelbar beim Spielplatz ist nicht auszuhalten.» Bo fragt, ob es denn keine anderen Tische hätte, etwas weiter vom angeblich lärmigen Spielplatz entfernt? «Doch, das hat es schon, aber wir sitzen seit Jahren immer am gleichen Tisch ...» Ich gebe mich geschlagen, bin rhetorisch «z'Hudle u z'Fätze».

Wenn Sie nun aber glauben, dieses Intermezzo, das Sie soeben gelesen haben, sei schräg, so irren Sie sich. Gewaltig. Keine 24 Stunden später passiert Folgendes: Jürg Heller ruft vom Empfang aus unseren Kommunikations-Helden an, weil «ein Herr Descloux\*» nach ihm verlangt. Aber nicht nur Herr Descloux wartet unten auf mich, auch der Hund von Herr Descloux ist anwesend. Der durchaus intellektuell auftretende Besucher hat, eigenen Angaben zufolge, der Migros ein «hochinteressantes Angebot rund um das Kulturprozent» zu machen.

Herr Descloux streckt Bo ein A4-Blatt mit Notizen zu: «Sie kommen sicher draus, was ich meine.» Peinlich, peinlich, Bornhauser hat null Ahnung, worum es geht. Da steht zwar etwas von 120 Millionen Franken, da sind auch sieben Kästchen aufgezeichnet, alle in einer anderen Farbe ausgemalt, und da steht etwas von einem Glashaus auf dem Bundesplatz, samt Skizze, in das die Migros mit ihren Konzernbüros einziehen soll.

«Auf die Gefahr hin, dass ich mich jetzt blamiere, Herr Descloux: Sorry, ich kann Ihre sicherlich interessanten Gedankengänge nicht ganz nachvollziehen ...»,





der  
Konver-  
sation zu  
folgen ver-  
sucht: «Damit soll  
sie Oskar Lafontaine  
kaufen!» Logo, was denn  
sonst? Wie auch immer: Der  
Dialog geht noch einige Minuten

bekommt der Besucher zu hören. Er klärt unser aller Landei auf: «Schauen Sie, das ist doch ganz einfach: Das rote Kästchen steht für Frau Calmy-Rey, das violette für Couchepin, das schwarze für Schmid, das gelbe für Metzler ...» Aha.

weiter, bis hin zum Irak-Konflikt, dann beendet Herr Descloux das Gespräch: «Ich stelle fest, Sie haben gar nichts begriffen, Herr Bornhauser!» Packt den Zettel wieder ein, ruft den Hund und verabschiedet sich ohne grosse Worte.

Und was es mit den 120 Millionen auf sich hätte, wird sicherheitshalber nachgefragt. «Die Migros soll die 120 Millionen Franken aus dem Kulturprozent zu gleichen Teilen den sieben Bundesräten geben, wobei jene von «schwarz» automatisch «rot» zu Gute kommen werden.» Bornhauser geht ein Licht auf: Samuel muss seinen Anteil Micheline überlassen, ist ja auch ganz einfach. Bingo! «Und was macht «rot» mit dem Geld von «schwarz», was die anderen fünf Bundesräte?» Herr Descloux wird ob der langen Leitung von Bo leicht ungehalten, derweil Herr Descloux' Hund den Kopf schräg hält und

Am übernächsten Tag lässt mir Herr Descloux von Portier Jürg Heller einen ganzen Stoss symbolischer Aufklärungslektüre zu meiner persönlichen Weiterbildung überreichen. Seither liegen Publikationen wie «Sri Aurobindo oder das Abenteuer des Bewusstseins» von Satprem oder Tonbandkassetten mit Aufschriften wie «Nur für Frauen» noch ungelesen/ungehört neben meinem Pult.

\*Name geändert

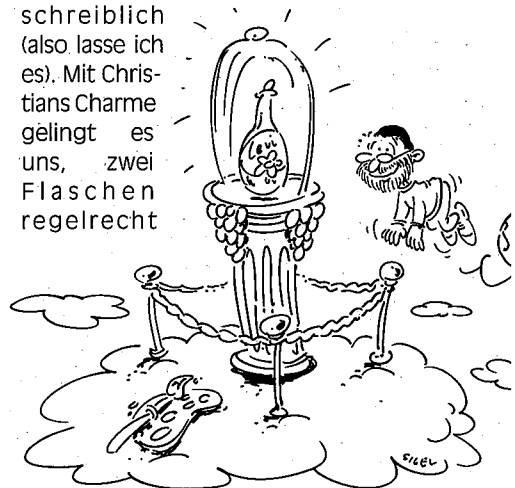
# Was Gerhard Schröder und ich gemeinsam haben

**Das Piemont ist alleweil eine Reise wert, vor allem für ein verlängertes FEOK-Wochenende; für Eltern, ohne Kinder. Und selbst, wenn man sich in der Gegend einigermaßen auskennt, entdeckt man immer wieder Neues. Oder Altes. Lüthi's – Monika und Christian – und Bornhausers hatten das Glück, kürzlich auf Entdeckungsreise gehen zu können.**

Eines sei Ihnen heute bewusst nicht ver-raten, nämlich, wo genau sich das Risto-rante Bel Soggiorno befindet, in dem wir die erste Nacht verbracht haben. Stellen Sie sich vor: Eine Gaststätte in einem mittelalterlichen Städtchen mit atembereubender Aussicht, mit einem Speise-saal, der an die Zeit der Vierziger erinnert, mit einer vollkommen exklusiven Küche, mit einem Weinkeller, der seinesgleichen sucht, mit nur drei Gästezimmern (Lü's und Bo's haben somit gleich zwei Drittel des Hauses für sich in Anspruch genom-men!) und mit Preisen, bei denen man als Schweizer ein schlechtes Gewissen bekommt ...

Am zweiten Tag erfülle ich mir einen Traum. Dazu eine Vorbemerkung, wahr-scheinlich erinnern Sie sich nämlich nicht mehr: Christian hat mir zum Fünfzigsten eine ganz und gar exklusive Flasche Grappa geschenkt, von Romano Levi, der bereits heute eine Legende ist, seinen Grappa nur dann verkauft, wenn ihm danach zu Mute ist, und von dem man nicht weiss, wann Maestro überhaupt zu

Hause ist. Eine Voranmeldung ist nicht möglich. Um 13:30 Uhr stehen wir vor seinem unscheinbaren Anwesen, klingeln. Nichts passiert. Wir klingeln ein zweites Mal. Fehlanzeige, Pech gehabt. Als wir wieder ins Auto steigen, da bemerkt «meine» Monika, wie sich auf dem Gelände etwas tut, ein Schatten ist zu sehen. Raus aus dem Wagen, Sprung zur Klingel! Ein älterer Mitarbeiter rät uns, gegen 14:15 Uhr zu kommen. 45 Minuten später stehen wir wieder vor dem rostigen Gittertor. Auf einmal schreitet er auf uns zu, Signor Levi, würdevoll, wie man es nicht lernen kann. Ein älterer Herr, bescheiden, mit unglaublichem Charisma. Christian begrüsst ihn und überbringt herzliche Grüsse einer Bekannten von Herrn Levi. Sichtlich darüber erfreut, bittet er uns, einzutreten. Wir sollen uns ruhig umsehen, er selber käme erst um 15:00 Uhr, weil er heute zu tun und eigentlich keine Besucher erwartet habe. Und so schauen wir uns denn um, in der kleinen Brennerei. Das Gefühl, hier in der Heiligen Halle zu sein, ist unbeschreiblich (also lasse ich es). Mit Christians Charme gelingt es uns, zwei Flaschen regelrecht



zu erbetteln. Den Grappa können wir aber erst drei Stunden später abholen, schliesslich braucht Herr Levi noch Zeit, um die individuell gestalteten Etiketten zu bemalen. So wie für Gerhard Schröder, der vor wenigen Tagen ebenfalls eine solche Flasche in Empfang nehmen durfte.

Der dritte Tag bedeutet auch bereits Rückreise. Und auf dieser, da suchen wir um die Mittagszeit ein bodenständiges Ristorante, um noch einmal all'italiana zu tafeln. Von der Autobahn aus ist rechter Hand ein Dorf zu sehen, auf einem kleinen Hügel, der vom mittelalterlichen Schloss dominiert wird. Kurz nach der Ausfahrt die Abzweigung nach Pavone. «Kann man sich leicht merken, Pavone, wegen der Rita», witzelt Chrigu. Es ist Sonntag, Pavone wirkt wie ausgestorben. Immerhin gibt es den Hinweis zum Ristorante Castello. Nichts wie hin! Zuerst auf dem Hügel ein grosser Parkplatz, wo nur einige Wagen herumstehen und wo eine massive, alte Holztreppe hinauf zum Castello führt. «Ob das Restaurant wohl geöffnet ist?», fragen sich vier Eidgenossen. Es ist, wie uns einer beim Entgegenkommen bescheidet. Sekunden später stehen wir vor dem mächtigen Schloss und einer ebensolchen Türe, die sich aber nirgends öffnen lässt. Was nun? Eher per Zufall entdecken wir eine diskret angebrachte Sonnette. Wie von Geisterhand gesteuert öffnet sich daraufhin das Portal, von einem mächtigen Quietschen begleitet. Im ersten Moment ist nicht zu sehen, wohin der Weg führt, erst nachher wird ein Gang erkennbar, an dessen Ende Tageslicht einbricht. Wow! Wir schreiten die ungefähr 20 Meter ab, die vermutlich mit der Stärke der Schlossmauer identisch sein dürften. Sekunden später stehen wir in einem Vorhof, mit Brunnen, mit kleiner Gartenanlage, mit einem

atemberaubenden Ausblick über die Region. Noch immer ist aber niemand zu sehen. Wie aus dem Nichts taucht plötzlich eine Dame auf – kein Burgfräulein, sondern eine Frau, der das Designer-Deux-pièces sehr gut steht. Und umgekehrt. Sie fragt die vier Landeier nach ihren Wünschen. «Der Weg zum Restaurant?» Mit einer eleganten Handbewegung schickt sie uns weiter. Nach vielleicht 100 Metern stehen wir im Schlossgarten, der uns schlicht sprachlos macht, weil man meinen könnte, das Schloss stünde unmittelbar vor seiner Einweihung, derart perfekt ist alles restauriert (im Prospekt werden wir später lesen, dass das Castello 859 erbaut wurde und im Laufe der Jahrhunderte vielen bekannten Adelsfamilien gehörte, so auch dem König von Savoyen).

Zuhinterst im Hof geht eine Türe auf, ein Angestellter – pardon, ein Butler – tritt hinaus und wartet würdig auf das eher merkwürdige Quartett, das auf ihn zuwandert. «Sie wünschen?», spricht er uns in italienischer Sprache an. Christian, der Sprache Dantes durchaus mächtig, erkundigt sich, ob man hier auch essen kann. «Gewiss, mein Herr, gewiss», wird uns kundgetan. «Auch Pizza?», will Christian wissen. «Nein, leider nicht.» Ob wir trotzdem schnell ins Innere kommen dürften. Wir dürfen, aber nur ganz kurz. Was wir hier zu sehen bekommen, schlägt sogar die Aussenanlagen. So – und nicht anders! – müssen vor 500 Jahren Königinnen und Könige gelebt haben. Nach kurzer Zeit werden wir höflich, aber bestimmt hinauskomplimentiert. Immerhin, die Narrenkappen hat man uns nicht mit auf den Weg gegeben.

# Wer bin ich, wo bin ich, und was mache ich hier überhaupt?

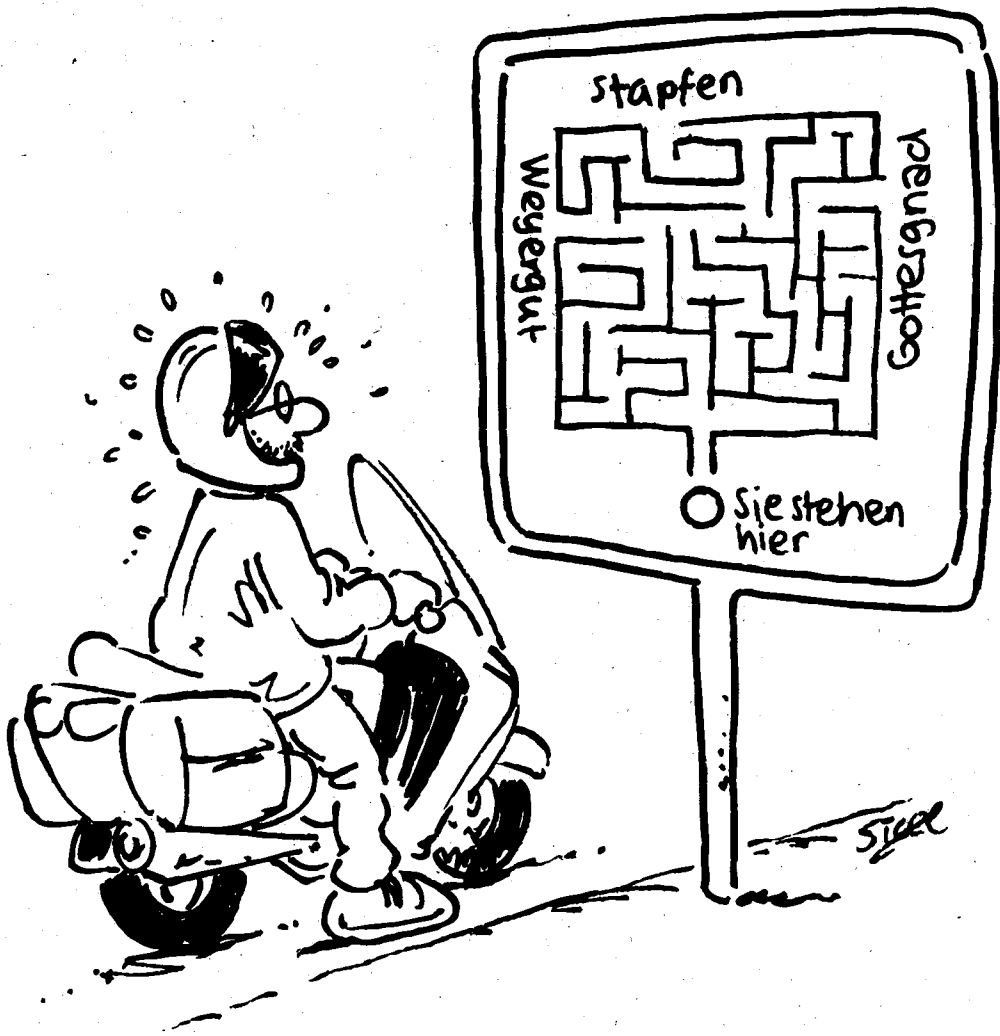
**Ich bin kein Fan von Details, sehe in den meisten Fällen auch grosszügig darüber hinweg, im Geschäftsleben nicht nur zur Freude meiner Kolleginnen ... Zum Glück arbeite ich nicht in der Buchhaltung, weil meine Arbeitgeberin sonst ihren Geist längst schon aufgegeben hätte. Nun weiss man es: Oftmals im Leben sind es scheinbar belanglose Details, die grössere Auswirkungen haben.**

Meine Tante, 87 Jahre alt, hat sich kürzlich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen. Zuerst war sie im Inselehospital, später in einem Alters- und Pflegeheim in Köniz. Als meine Eltern erzählen, dass sie «morgen Sonntag» für einen Krankenbesuch nach Bern kommen, da mache ich spontan mit ihnen im besagten Heim ab. Um 14:45 Uhr. Von den beiden weiss ich, dass es sich um jenes Heim handelt, das sich oberhalb der Migros in Köniz befindet. Den Namen habe ich schon gehört, auch wenn er im Moment des Telefongespächs nicht mehr gegenwärtig ist.

Bevor ich am Sonntag um 14:30 Uhr von zu Hause abfahre, da schaue ich im Telefonbuch nach, wegen des Namens des Heims und der genauen Adresse. Sicher ist sicher. Jenes am Lilienweg sagt mir nichts, das «Stapfen» auch nicht, ebenso wenig das «Weyergut», welches ohnehin in Wabern liegt. Und das «Gottesgnad» ist es sicher nicht, dessen bin ich mir sicher. Was nun? Anruf an meinen Schwiegervater, der schon mal zu Besuch war, im

besagten Heim. Pech, er nimmt nicht ab – und ein Handy hat er nicht (meine Eltern auch nicht, weshalb sie als Informationsquelle ebenfalls ausser Rang und Traktanden fallen). «Selbst ist der Mann», geht mir durch den Kopf, «ich werde das Ding schon finden.»

Zehn Minuten später fahre ich selbstbewusst in Köniz ein, von Niederwangen her. Vorbei am Wegweiser «Alters- und Pflegeheim Gottesgnad», runter zum Kreisel bei der Migros. Dort gibt es tatsächlich einen weiteren Wegweiser, zum Alters- und Pflegeheim am Lilienweg. Obwohl mir das eher unwahrscheinlich erscheint, fahre ich mit dem Roller den Stutz hinauf. Einige Augenblicke später stehe ich beim Empfang des Heims. Niemand ist anwesend, aber anhand der vorhandenen Briefkästen ist ersichtlich, dass es weder ein Zimmer mit der Nummer 303, noch eine Bewohnerin alias Margrit B. gibt. Just im Moment, da ich das Heim verlassen will, zeigt sich eine Angestellte. Ich erkundige mich nach weiteren Pflegeheimen. Das «Gottesgnad» fällt ausser Betracht. Beim Vorschlag «Stapfen», da dämmert es mir hingegen ... «Genau! Es muss das «Stapfen» sein, mein Vater hat mir nämlich erzählt, dass meine Eltern beim letzten Besuch bei der Tante im Coop-Restaurant Stapfen gegessen hätten!» Ich bedanke mich artig, eile hinaus, ziehe den Sturzhelm an, steige auf den Roller und ... fahre nicht ab, weil die Kiste plötzlich keinen Wank mehr macht. Wunderbar, toll! Ausgerechnet jetzt. Immerhin geht es zur Coop Köniz bergab, so dass ich den Roller rollen lassen kann.



Der Widerspenstige wird auf dem Coop-Parkplatz abgestellt. Nur wenige Meter daneben liegt das Alters- und Pflegeheim «Stapfen». Nach zehn Minuten des Herumirrens in den Gängen auf verschiedenen Stockwerken ist auch hier klar: Kein Zimmer 303, keine Margrit B. Erste Schweißperlen machen sich bemerkbar. Sollte meine Tante also allen Fehlüberlegungen zum Trotz eben doch im «Gottesgnad» wohnen? Ein verzweifelter Stupf an den Roller bringt den Anlasser

wundersamerweise wieder zur Räson. Drei Minuten später stehe ich beim Empfang des dritten Pflegeheims, mittlerweile sichtbar verschwitzt.

Katharina Mauron möchte mir ja gerne weiterhelfen, kann jedoch nicht, weil es keine Margrit B. im «Gottesgnad» gibt. Innerlich breche ich zusammen. Meine

Eltern werden mir diese Story nie glauben. Was nun? Es ist rührend, wie Frau Mauron sich bemüht, dem Irrläufer aus seiner Patsche zu helfen. Sie empfiehlt mir nach einer gross angelegten Suche (mit verschiedenen «Nein, da war ich bereits» meinerseits), «es» in der Altersresidenz an der Schloss-Strasse zu versuchen. Noch bevor ich gegen 15:05 Uhr abfahre, will ich per Natel nach Hause anrufen, weil meine Eltern sich bestimmt schon erkundigt haben, wo ihr Ältester denn steckt. Man glaubt es nicht: Obwohl der Akku voll geladen ist, stellt sich mein Natel erstmals tot. Keine Chance, eine Verbindung herzustellen! Herr Murphy hatte schon Recht, als er verlauten liess, dass alles, was bei einer Sache schief gehen kann, auch schief gehen wird, wenn es wirklich darauf ankommt. Mister Murphy, I agree!

Fünf Minuten später stehe ich auf meiner Rund- und Erkundungsreise durch die Altersheime der Gemeinde Köniz beim Eingang zu «Nummer 4», welches mir allerdings alles andere als den Eindruck eines eigentlichen Pflegeheims macht. «Residenz» ist hier das passende Wort. «Guten Tag, mein Herr», werde ich nämlich fast aristokratisch begrüsst, obwohl vollständig durchgeschwitzt, innerlich und äusserlich, der schieren Verzweiflung nahe. Nach einem Zimmer 303 frage ich gar nicht erst, sondern direkt nach einem funktionierenden Telefon. Die Verbindung kommt zustande, meine Eltern haben allerdings noch keinen SOS-Anruf gemacht.

What now my love? Am liebsten möchte ich den Hut aufschliessen, aber der Helm eignet sich schlecht dazu. Tammi! Eine Intuition (...) sagt mir, es auf dem ultima-

tiven Rückweg nochmals am Lilienweg zu versuchen. Fragen Sie mich nicht, weshalb. Wie auch immer. Als ich dort eintreffe und mich umschaue, da entdecke ich an einer Seitenwand viele kleine Metallschilder, mit Namen jener Bewohnerinnen und Bewohner, die sich gegenwärtig im Pflegeheim aufhalten (die eingangs beschriebenen Briefkästen sind ausschliesslich für jene Leute im eigentlichen Altersheim). Und siehe da ... Zimmer 303: Margrit B. Luschtig, luschtig. Wie ich mehr als eine halbe Stunde nach dem abgemachten Termin im Tea-Room einlaufe, da sitzen meine Tante und meine Eltern, logo, bereits gemütlich beisammen.

Noch bevor ich mich gross erklären kann, erfahre ich, dass auch meine Eltern, beide 82 und noch bestens im Schuss, eine kleinere Odyssee hinter sich haben, weil am Sonntag der Ortsbus «Weyermatt» (oder so ähnlich, habe den Namen bereits wieder vergessen ...) nicht verkehrt, sie dann den Schliern-Bus nehmen mussten und zu weit gefahren sind. Will heissen: Retour ins Zentrum laufen, bei 30 Grad am Schatten, und bergauf zum Lilienweg. Sie sind auch erst vor drei Minuten eingetroffen, leicht verschwitzt. Bornhauser's live!

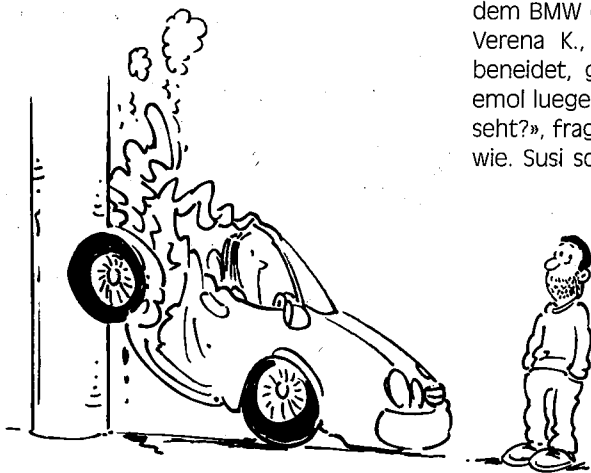
# Wenn Scheiben und Brille beschlagen ...

**Ich oute mich hiermit als höchst mittelmässiger Autofahrer. Kein Wunder, wenn man sich vorstellt, dass ich 1971 an der Prüfung in eine Einbahnstrasse eingebogen bin, der Experte mich aber trotzdem bestehen liess ... So wie es scheint, haben aber auch andere Zeitgenossen Mühe mit ihrer Karre. Dann und wann. Und bleiben einem dafür nachhaltig und ein Leben lang in Erinnerung ...**

Das hier werde ich nie vergessen, 1975 passiert. Bei Hotelplan arbeite ich (damals 25) in der Reservationszentrale (RZ). Hier werden, zentral, alle Flugplätze und Hotelbetten verwaltet, die Hotelplan weltweit anbietet. In der RZ sind wir ungefähr 24 junge Frauen und drei ebensolche Männer (jaja, denken Sie jetzt von mir aus, was Sie wollen ...). Eine der Kolleginnen ist Susi K. Leicht extravertiert,

eine Zürcherin, wie es in jedem Bern-Buch steht, not bad looking, 172/58, ungefähr 25, immer auf der Suche nach dem richtigen Mann, den sie so alle drei Wochen von neuem trifft. Eine glatte Nudel, halt. «He, Thomas, ein Supertyp han ig vor es paar Tag lehre kenne. Muesch mal cho luege, was dä für ne Supercharre het.» Susi und ich also im Duett in die Einstellhalle – übrigens mit jenem Lift, in dem ich einmal Sophia Loren und Carlo Ponti begegnet bin, weil die beiden geschäftlich bei Hotelplan zu tun hatten. Zurück jetzt aber zu Susi resp. zum Wagen ihres neuen Lovers: Wow! Ein BMW, der nur so zum Vergucken einlädt: Heidegger-Rennausführung, grosser Front- und Heckspoiler, ausgebuchete Kotflügel, tiefer gelegt, Schalensitze, Rennverzierung blau/weiss/rot noch und nöcher. Susis Neuer hat ihr seinen Wagen überlassen, was wiederum Susis Selbstvertrauen ins Unermessliche steigen lässt, weil sie mit dem BMW den roten Porsche-Targa von Verena K., um den sie die ganze RZ beneidet, glatt ausbremst. «He! Wosch emol luege, wie dä Chlapf vo vore usgeseht?», fragt Susi. Natürlich will ich. Und wie. Susi schwingt sich elegant auf den

Recaro-Schalensitz, startet die Maschine und rutscht mit ihren Highheels vermutlich unglücklich von der Kupplung. Resultat: Der BMW schiesst einem Torpedo gleich nach hinten, direkt in den





nächsten Pfosten. Wenn ich es richtig mitbekommen habe, da war Susi nur wenig später erneut auf der Suche nach dem Richtigen ...

1976. Noch immer bei Hotelplan. Ich muss geschäftlich nach New York, wo ich in den Fünfigern aufgewachsen bin. Zum ersten Mal seit 1959, als wir NYC verlassen haben, komme ich zurück in den Big Apple, back to the roots, zurück zu den Wurzeln. Vom JFK-Airport aus nehme ich den Bus in die Stadt. Am zentralen Bahnhof stehen die Leute Schlange, auf ein Taxi wartend. Alle erhalten sie eine Nummer, damit man weiss, wer wann an die Reihe kommt. Dauert elend lange, passt mir überhaupt nicht. Ein Schwarzer merkt mir das offensichtlich an: «Want a ride, Sir?» Klar will ich mitreiten. Ich steige ein. Den Taxameter stellt er schon gar nicht an, angeblich, weil er Feierabend hat und mich gefälligkeitshalber auf seinem Nachhauseweg mitnimmt. Thank you very much. «Hotel Roosevelt, please.» Los geht's. Landei Bo erzählt dem Mann, dass es great sei, nach 17 Jahren wieder back home zu sein. Undsoweiterundsofort, blablabla. Nach einer gewissen Zeit, die verdächtig an eine mittlere Stadtrundfahrt erinnert, fahren wir am Roosevelt vorbei. «Driver! Das dort, das wäre mein Hotel!» Er könne

auf dieser Seite der Strasse nicht anhalten, meint der Fahrer. Also folgt Teil 2 des Sightseeings. Nach zehn Minuten, wieder auf Höhe des Roosevelts, bestehe ich darauf, aussteigen zu können. Augenblicke später stehen wir in einer Seitenstrasse. «Wie viel erhalten Sie?» – «50 bucks.» Chasch danke, 50 Dollar, doch nicht mit mir. «Genau fünf Dollar gibt es für diesen Ride. Und dafür können Sie mir erst noch «Thank you!» sagen.» Das wiederum passt dem Fahrer nicht: «Sir, Sie schulden mir 50 Dollar!», lässt er, im wahrsten Sinne des Wortes, verlauten. In diesem Augenblick kommen zufälligerweise (...) drei Schwarze aus einem Hauseingang, mich verdächtig komisch mustern, sich mit Stellmessern ihre Fingernägel putzend. Glauben Sie es: Es war das erste und letzte Mal in meinem Leben, dass ich derart rassig mit 50 Dollar rausgerückt bin. Mehr noch: «Sir, erhalten Sie noch Trinkgeld?», frage ich artig nach, um weiteren Missverständnissen vorzubeugen. Das scheint aber nicht der Fall zu sein.

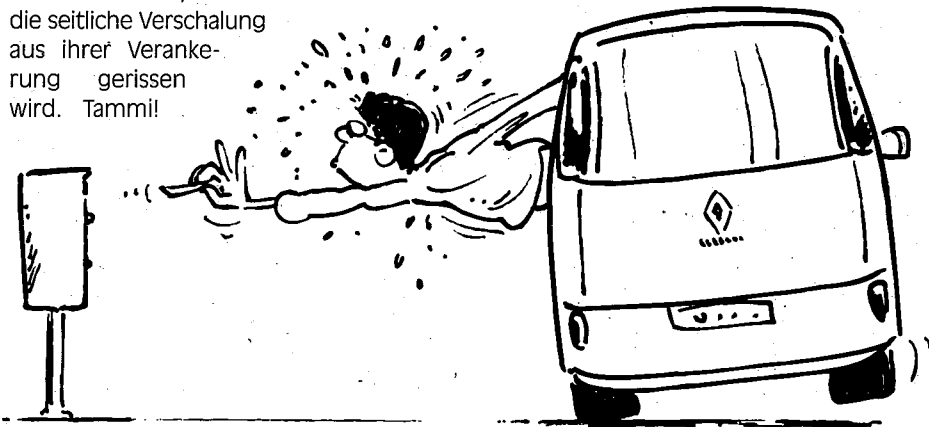
Das hier, das ist dafür erst neulich passiert: Bornhauser benötigt einen Geschäftswagen. Dummerweise für Bo, der einfachst zu bedienende Kleinwagen bevorzugt, ist bloss noch ein Renault Espace zu haben. Nun hat unser Schreiberling kürzlich (nach einem grösseren Schweissausbruch) gut aufgepasst und sich gemerkt, dass sich dieser Espace nur



starten lässt, wenn die Türen zuvor mit der Fernbedienung geöffnet werden. Kein Problem also, dieses Mal, keine Panik – die bricht erst im Parking «Basler-tor» zu Solothurn aus, als es darum geht, das Ticket aus dem Automaten zu ziehen. Klar, Sie haben es gecheckt: Fenster runter, Knopf drücken, Ticket rausziehen und zwischen die Zähne klemmen, Fenster rauf, ebenso Barriere, rein ins Parking. Geht bei Bo im Espace anders. Ganz anders. Da er vergeblich nach der Kurbel für das Fahrerfenster sucht, entwischt der erste diskrete Fluch. Wo aber ist der Schalter? Nichts zu sehen. Jener für den Aussenspiegel erweist sich als völlig untauglich. Zweiter Fluch. Da! Unser lokale Held drückt einen Knopf, worauf das Fenster rauf und runter geht – allerdings auf der Beifahrerseite. Dritter Fluch. Such, Borni, such! Nichts zu machen, der Knopf bleibt verschwunden. Erstes diskretes Hupen vom nachfolgenden Fahrer. Jaja, isch ja guet. Es bleibt unserem Einzelkämpfer in dieser Situation also nichts anderes übrig, als die Türe zu öffnen. Frage an die geneigte Leserschaft: Wo befindet sich denn der Türgriff, wie er in den meisten Automodellen dieser Welt vorhanden ist?

Lautes Gefluhe, weil schier die seitliche Verschalung aus ihrer Verankerung gerissen wird. Tammi!

Zweites Hupen von hinten. Gigu. Mit letzter Verzweiflung zieht Bo an einem unscheinbaren Hebel. Bingo! Türe auf. Ungeschickterweise steht der Wagen aber zu nahe am Ticketautomaten, so dass Bo; na, Sie wissen schon. Mit anatomisch fast unmöglichen Verrenkungen schafft er es dennoch. Ende gut, alles gut? Chasch danke. Vor lauter Aufregung und dank des Klimaunterschiedes zwischen nasser Aussen- und trockener Unterwelt haben sich die Innenscheiben des Espace inzwischen prima beschlagen, da nützt auch die Scheibenwischanlage nicht viel ... Sozusagen im Blindlandeanflug (auch die Brille des Fahrers ist beschlagen) sucht unser Pilot nach einem säulenfreien Parkplatz, den er, Schluss aller Ends, auch findet, ohne dass Menschleben oder Blechschaden zu beklagen sind. Und wenn Sie nun glauben, das Kapitel «Technik» sei für jenen Nachmittag abgeschlossen gewesen, da irren Sie gründlich (aber das ist ja menschlich), schliesslich war der Mann erstmals mit einer digitalen Fotokamera unterwegs, aber die Schilderung dieses Kapitels wiederum würde den Rahmen dieser einen Kurzgeschichte sprengen ...



# Herren-Weekend mit Christian, Ueli, Beat, Mario & Bo ...

**Wir fünf Gentlemen haben uns kürzlich den Luxus eines verlängerten und reinen Männer-Weekendends geleistet. In Vercorin, wo wir die Wohnung meiner Eltern in Beschlag nehmen durften. Es war drei Tage lang, bei allerschönstem Wetter, das Paradies auf Erden: Keine Kinder, die ständig Geld für Teenie-Heftli oder Schläckzüg wollten, keine Ehefrauen, die sich über unser Schnarchen beklagten, kein Vorwurf wegen eines zweiten (...) Biers. Ganz einfach Ruhe pur.**

«Ig globes ja nid!!», flucht Ueli, kaum angekommen. Der Grund seines Motzens liegt im Kühlschrank zu Hause in Köniz: Das bereits präparierte und marinierte Fleisch für den Samstagabend, an welchem uns Ueli und Christian – beides Hobby-Meisterköche – gastronomisch verwöhnen wollen. Szenenwechsel: Ich

selber habe vergessen, Socken mitzunehmen, so dass ich das einzige vorhandene Paar nach Gebrauch prophylaktisch schon mal kräftig mit einem Vollwaschmittel handwasche, im Lavabo. Am Tag darauf wird Monika meinen, ich sei ein Chaos und das habe sie doch gewusst und gecheckt und gehandelt und mir deshalb drei Paar Socken in die Aussentaschen der Sporttasche gesteckt (in der ich allerdings nicht nachgeschaut habe, weil ich dort ja nichts eingepackt habe). Mario seinerseits hat sich während des Joggings und des Tennisspielens mit Sonnencreme einzureiben vergessen und holt sich einen erstklassigen Brenner im Nackenbereich. Und wie wir am Freitagabend nach Corin ins Gourmet-Restaurant «La Côte» fahren (alle mit montierter Krawatte, wie es sich für ein söttiges Etablissement gehört), da merken wir, dass wir die elterliche Wohnung zwar ordnungsgemäss abgeschlos-



sen, aber den Schlüssel von aussen stecken gelassen haben, weil jeder der fünf Herren dachte, der andere würde doch sicher ... Noch Fragen, meine Damen?

Gegen diese allgemeine Vergesslichkeit kämpfen wir tags darauf beim Posten heldenhaft mit einem Einkaufszettel an. «Broccoli brauche ich», vermeldet Christian. Um Ueli, den Zettel-Schreiber, zu verunsichern, da werfe ich Verwirrendes in die Runde: «Broccoli, schreibt sich das eigentlich mit zwei g oder mit ck?» Schon geht die Diskussion los – und mit dem für Sonntag geplanten Raclette weiter. Raglette? Racklet? Rakklette? Überhaupt haben wir in Vercorin viel diskutiert, vor allem am Abend, auf der grossen Terrasse, nach dem besagten zweiten Bier. Frage an Sie: Wo genau befindet sich eigentlich der Polarstern? Meine vier sauberen Kollegen sind unisono anderer Meinung als ich. Und hänseln mich noch heute damit. Haha.

Am Freitagmorgen überrascht uns dafür Frühaufsteher Christian mit lokalen News. Am Radio habe er gehört, dass in Salgesch eine Weinkellerei in die Luft gesprengt worden sei. Wir alle sind geschockt, wollen mehr wissen. Radio RRO bringt um 09:00 Uhr Nachrichten. Über allerhand wird berichtet, bloss nicht über ein Attentat in den Rebbergen. Auch um 10:00 Uhr nicht. Der Teletext weiss ebenso wenig darüber Bescheid wie das Mittagsjournal auf DRS1. In söttigen Sachen immer ein sicherer Wert ist unser Dorfbeck. Fehlanzeige. «Ig spinne doch nid!», lässt Christian nonstop verlauten. Auch der «Walliser Bote» kann Chrigu am Samstag nicht weiterhelfen und berichtet lokal nur über einen, wie es heisst, hochinteressanten Informationsabend in Ergisch zur Weiterverwendung von Schafwolle.

Weil wir Herren wissen, was sich gehört, da putzen wir die Wohnung zum Schluss comme il faut, samt Waschen der Bettwäsche. Letzteres ist allerdings untrennbar mit Waschmaschine und Tumbler verbunden, mit denen ich jedoch noch nie direkt zu tun hatte, weil sich normalerweise immer Monika damit beschäftigt. Und obwohl eine technische Nullnummer, da melde ich mich freiwillig bei den Kollegen, Winkelried-mässig (Sie wissen ja aus der Geschichte: «Wele Souhung het mi gmüpft?»). In der Waschküche stehen meine beiden Kontrahenten. Es sei ganz einfach, hat mir Monika mit auf den Weg gegeben, vermutlich, um mich am Tatort zu demoralisieren. Nix von Zeichen: Unzählige Knöpfe, Zahlen und Zeichen. Zum Glück gibt es für Waschmaschine und Tumbler eine Kurzanleitung für Anfänger. Also ... zuerst Filter rein, dann Wäsche, dann Türe zu, dann einen bestimmten Knopf drücken. Der ist aber auf der Waschmaschine gar nicht vorhanden. Erste Schweissperlen tropfen von meiner Stirne. Nochmals von vorne. Nichts zu machen – der Knopf bleibt unauffindbar. Gefluhe, lautes. Per Zufall merke ich, dass ich die Regieanweisungen für den Tumbler in der Hand halte. Ganz ruhig, Thomas, ganz ruhig ... Jaja, lachen Sie bloss ob meinem Schleudertrauma, mir war nicht danach zumute, wirklich nicht. Immerhin, dank der Hilfe von Beat und Ueli haben wir es dann doch geschafft, das mit dem ordnungsgemässen Waschen und Tumbleren.

Ach ja, bevor es vergessen geht: Erst ein Blick in den BLICK vom Samstag rehabilitiert Christian. Wenn ich ihn richtig verstanden habe, so hat er aus Dankbarkeit ein Abo auf Lebzeit bestellt.

# CasaNova macht sich bei uns im Schlafzimmer breit ...

Mein Ruf zur Handunfertigkeit eilt mir voraus. Und so habe ich im Laufe der Zeit kapiert, dass es wohl vernünftiger ist, wenn man sich mit dem beschäftigt, das einem in die Wiege gelegt wurde: Mir das Schreiben, unserem Nachbarn Gilbert Doyon das begnadete Handwerk. Die heutige Story handelt bei einer bekannten Möbelkette unseres Landes, jedoch ausdrücklich nicht bei Möbel Pfister oder IKEA. Apropos: CasaNova ist ein willkürlich gewählter Fantasienamen von mir. Gewisse Andeutungen zu Personen der Weltgeschichte ähnlichen Namens wären wirklich rein zufällig. Und völlig unbeabsichtigt.

Vor schätzungsweise zehn, zwölf Jahren, da habe ich meiner Frau – das wäre dann Monika – ein Pult in der Micasa gepostet



26

und es gebrauchsanweisungsmässig im Schlafzimmer zusammengeschustert. Heute bleibt unklar, ob es an der Qualität der Konstruktion an sich oder am Unvermögen des Handwerkers gelegen hat; Tatsache ist jedenfalls die, dass das Ding langsam, aber sicher einem ausgetrockneten Bovist gleich, irreparabel in sich zusammenfällt, wenn man eine Schublade herauszieht. Fazit: Öppis Neues muss her, so meine-Frau, am besten ein grosses, ein massives Büchergestell. Nachdem Monika unmissverständlich und abschliessend klargestellt hat, dass ich als Don't-do-it-Yourselfer für das Zusammensetzen des Gestells ausser Rang und Traktanden falle («Muesch scho gar nid probiere!»), erklärt sich Gilbert Doyon zur Zusammenarbeit bereit.

Weil wir in der Micasa nichts Passendes finden, da schauen wir uns auch bei vielen anderen Anbietern in der Region um. Und siehe da: Auf einer für mich als Migros-Mann «fremden» Verkaufsfläche, da trifft Monika auf CasaNova, einem, wie man heute durchaus zu sagen pflegt, «sexy» Büchergestell. Zwischen den beiden ist es Liebe auf den ersten

Blick, un coup de foudre, wie unsere Romands das viel passender beschreiben. Nun ist so, dass es den/das CasaNova in allen möglichen Varianten und Preislagen gibt.

Das bedeutet automatisch Ärger für

mich, samt Schweissperlen auf der Stirne, denn für die Bestellung notiert man sich auf einem Zettel die genauen Nummern aller Bestandteile, die es zum Aufbau eines individuellen CasaNovas braucht, um anhand des besagten Zettels via Kundendienst und Kasse die entsprechenden Kartons im Lager abzuholen, nur um dann zu Hause womöglich festzustellen, dass die Hälfte fehlt, weil «man» nicht richtig hingeguckt und aufgepasst hat. Genau um dieses Malheur zu vermeiden, da bittet Monika, die ihren Mann offenbar bestens kennt, eine ausgebildete Wohnberaterin, uns alle für die erfolgreiche Konstruktion erforderlichen Artikel aufzuschreiben. Zum Schluss, da haben wir die magische Zauberformel, die es für das anatomisch korrekte Zusammensetzen CasaNovas braucht. Ab ins Lager! Und dann mit dem ganzen Karsumpel nach Hause, wo Gilbert bereits wartet.

Wir schleppen CasaNova nadisna ins Schlafzimmer, ziehen ihn stückweise aus der Verhüllung und legen ihn flach, auf dass Doktor Doyon an die Arbeit kann. Monika und ich lassen Gilbert solo arbeiten, damit wir ihn nicht ablenken. Nach zwei Stunden Büetz schallt Gilberts Stimme aus unserem Schlafzimmer: «CasaNova steht soweit! Thomas, so wie ich das sehe, fehlen aber noch zwei kleinere Festtablare, damit das Gestell wirklich solide gebaut ist. Kannst du sie mir besorgen?» Anruf ins Möbelhaus. Fein, die beiden besagten Tablare sind an Lager. Borni schwingt sich auf den Roller. Im Möbelhaus angekommen, da schickt mich der Kundendienst zur Kundenberaterin, von wo aus ich wieder an den Kundendienst verwiesen werde. Dort bemerkt man denn auch den Doppelfehler: Man ist erstens selber zuständig und, zweitens, es braucht wirklich vier Tablare, um CasaNova bei der Stange zu halten,

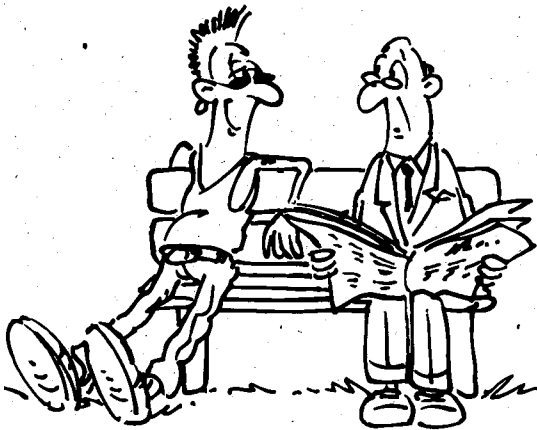
nicht bloss deren zwei, wie auf dem Report der Wohnberaterin vermerkt. Was für ein Glückstag! Im grossen Lager gibt es noch genau drei dieser Tablare. Zwei davon werden ein- und eine halbe Stunde später wieder ausgepackt. «Juhuuuu! Gilbert, ig bi scho wider da!»

Gilbert erwartet mich mit steinernen Gesicht: «Thomas, ig ha vorhär nid richtig gluegt, es bruucht nid vier, sondern es bruucht sächs söttigi Tablar ...» Es regnet inzwischen, wie ich an diesem Morgen zum dritten Mal nach Dingsda fahre, im Wissen, dass es noch eine vierte Runde geben könnte, weil möglicherweise ein einzelnes Tablar nachbestellt werden muss. Himmuheilanddonnerwätterhuerschitärnesiechgopfedelinonemaul! Im Geschäft mag ich schon gar nicht mehr zur Wohnberaterin, weil ich sie vor einem wütenden Kunden schützen muss. Also direkt zum Kundendienst ins Lager, wo nur noch ein einzelnes 8846.75.801 auf einen Käufer wartet. Wie sich im Computer des Kundendienstes rassig feststellen lässt, sind die besagten Festtablare offenbar echte Renner, gesamtschweizerisch nämlich überhaupt nicht verfügbar, zur Zeit. Ich muss mich also gedulden. Und mit mir Gilbert. Und Monika. Und überhaupt.

Gilbert gelingt es dennoch, CasaNova so aufzustellen, dass es/er benutzbar ist. Ich werde Gilberts Einsatz mein Leben lang nicht vergessen – und ihn später einmal wohl in meinem Testament berücksichtigen. Zumindes laden wir ihn und seine Frau Trudi, Filialeiterin bei Coop (ich höre sie schon sagen: «Wärsch doch vo Aafang a is Heim & Hobby oder zum Top Tip...»), demnächst zum Znacht ein.

# Wenn der Papst sich ans Steuer des Cadillac setzt

**Damit ich einige meiner Lieblingswitze nicht vergesse (...), schreibe ich sie heute auf, auf dass sie der Nachwelt erhalten bleiben. Wussten Sie, zum Beispiel, dass im Zug der Rechtschreibreform auch Anatomisches dem Zeichen der Zeit angepasst wurde? Wirklich. Denn: Penis schreibt man(n) bis 40 mit einem harten P, zwischen 40 und 60 mit einem weichen B, ab 60 klein. Sy no Frage?**



Sitzt also ein älterer Herr auf einer Parkbank und liest die altherwürdige NZZ. Nach einer Weile setzt sich ein Jüngling zu ihm, ungefähr 22, Hippie-mässiges Aussehen, in verschiedenen Farben bunt frisiert. Der ältere Herr schielt mit hochgezogener Augenbraue zu seinem neuen Nachbarn rüber. Die Reaktion lässt nicht lange auf sich warten. «Na, Alter, hast wohl auch noch nie etwas Ausge-

flipptes gemacht, in deinem Leben, nicht wahr?» Der angesprochene Alte legt die NZZ beiseite und blickt mit Stil zum jungen Mann herüber: «Doch, einmal, vor ungefähr 25 Jahren ... Da habe ich an einer Party in San Francisco LSD geschluckt und hatte dann im Wahn während Stunden mit einem Papagei guten Sex. Sagen Sie ... Sie sind nicht per Zufall mein Sohn?»

Steven ist eher der schüchterne Typ. Seiner neuen Flamme aber will er imponieren – und deshalb lädt er sie zum sündhaft teuren Weekend nach Las Vegas ein (nicht zu Siegfried & Roy), wo Barry Manilow («Mandy») eine Art Auferstehung feiert. Judy wiederum, besagte Flamme, steht auf den Schnulzensänger. Und wie! Anyway. Am Nachmittag, als Judy am Swimmingpool liegt und etwas für ihren Teint tut, da schleicht sich Steven während des Soundchecks von Barry Manilow in den Hotel-Konzertsaal. Wie der Star mit den Proben fertig ist, da setzt er sich an einen Tisch, um einen Gin Fizz zu genießen. Steven nimmt allen Mut zusammen und geht zum Sänger: «Ehmmm, tschuldigung, ich will ja nicht ... Aber ich dachte, wenn ... da könnten Sie vielleicht ...» Barry Manilow kapiert nicht auf Anhieb, worum es konkret geht. Also versucht sich Steven korrekt zu artikulieren: «Wissen Sie, Mister Manilow, ich habe eine wunderbare junge Frau kennen gelernt und der möchte ich imponieren, auf meine Art, weil mit meinem Aussehen, Sie verstehen schon ... Und da dachte ich, Sie könnten nach Ihrer Show heute Abend ganz zufällig an unseren Tisch kommen – wir sitzen in der vordersten Reihe – und dann spontan sagen, «Hey, Steven, lange



schon nicht mehr gesehen, wie geht es dir, altes Haus?) Wissen Sie, Steven, das bin ich. Und ich bin ganz sicher, meiner Freundin – sie heisst Judy – würde das waaaahnsinnig imponieren, wenn ich Sie kennen würde. Und dann hätten wir bestimmt eine tolle Nacht hier, wo ich sie doch angeblich kenne. Sie wissen schon, was ich meine ...» Barry Manilow, nicht schwer von Begriff und Humanitärem nie abgeneigt, erklärt sich mit dem Deal einverstanden. «OK, Steven, Ihnen zuliebe mache ich das mal ausnahmsweise. Hoffe, Judy verdiene das auch ...» Wie auch immer. Der Abend kommt, mit ihm die Gala mit Barry Manilow, die bis gegen 23:30 Uhr dauert, samt Zugaben. Im Anschluss daran, da sitzen die Haute Volée und jene, die genügend dafür bezahlt haben, einige Stunden dazugehören, im Deluxe-Restaurant des Hotels zusammen, im obersten Stockwerk, mit prächtiger Aussicht über die ganze Stadt. Plötzlich kommt ER daher, der Star des Abends, frisch geduscht. Zwar ist ein Tisch für ihn reserviert, aber

Barry Manilow schaut ins Publikum, um dann direkt auf den Zweiertisch von Judy und Steven zuzusteuern. Judy fällt schier in Ohnmacht, wie sie Barry Manilow auf sich zumarschieren sieht, sie bringt keinen zusammenhängenden Satz mehr zustande: «Steven, schau, ER kommt, zu uns, zu mir, ich glaube, ich träume ...» Steven bleibt ganz beherrscht, selbst als Barry Manilow tatsächlich am Tisch aufkreuzt: «Hey, Steven, lange schon nicht mehr gesehen, wie geht es dir, altes Haus?» Stevy markiert den Coolen: «Ou nein, Barry, bitte nicht schon wieder du ... Was willst du denn dieses Mal von mir?»

Der Papst besucht die USA. Nach einer Messe in Detroit, da will ihn sein Chauffeur zum nächsten Termin fahren, in ein Altersheim etwas ausserhalb der Stadt. Hochwürden macht keine Anstalten, sich in den Fond des Cadillac setzen zu wollen. Ganz im Gegenteil: Er möchte selber

fahren. «Ihre Heiligkeit, das geht doch nicht!», versucht der Driver zu erklären. Nichts zu machen: Wenn schon in der Automobilstadt Detroit und im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, da will der alte Mann selber ans Steuer: «Wissen Sie, das letzte Mal bin ich 1952 gefahren, in Krakau. Und im Übrigen erhalten Sie ein anständiges Trinkgeld, wenn Sie mich gewähren lassen.» Der Amerikaner gibt sich geschlagen und setzt sich mit mülligem Gefühl in den Fond des Wagens. Hochwürden fährt los – und wie, Kick-down! Let's go! Panik auf der hinteren Bank, der Chauffeur wünscht, er wäre an diesem Morgen gar nicht erst aufgestanden. Es kommt denn auch, wie es kommen muss: Die Polizei fährt einige Minuten später mit Blaulicht und Sirene hinterher, lässt den Raser anhalten. Ein Beamter steigt aus, läuft zum Verkehrsünder: «Wissen Sie, wie schnell Sie gefahren sind, Mister?» Der Papst verneint. Unser Cop wird misstrauisch, schaut in den Fond und erblickt einen Passagier. «Offenbar bin ich zu schnell gefahren, nicht wahr? Was heisst das jetzt für mich?», will der Jünger Petris wissen. «Hmmm, das weiss ich auch nicht, Mister. Warten Sie mal hier, ich frage in der Zentrale nach.» Spricht's und läuft zum Polizeiwagen. Sekunden später erkundigt er sich bei seinem Chef, wie mit einem Prominenten umzugehen ist, der viel zu schnell gefahren ist. «Wie immer: Bringen Sie den Mann auf den Posten!» Der Polizist bringt aber den Vorbehalt, dass es sich um einen ganz Prominenten handelt. «Wer ist es denn, der Bürgermeister von Detroit?», will die Zentrale wissen. «Nein, viel prominenter!» – «Der Senator?» Wieder wird verneint, worauf der Polizei-Chef staubig wird: «Sind wir hier eigentlich bei einem fröhlichen Rätselraten

oder was? Wer ist es?» – «Ich glaube, es ist der Liebe Gott...» – «Der Liebe Gott, spinnen Sie, Officer? Wie kommen Sie denn darauf?!?» – «Nun, der Mann wird vom Papst chauffiert...»

Drei Alpinisten auf ihrem Weg zum Gipfel. Plötzlich verliert der Anführer den Halt, stürzt ins Leere. Im letzten Moment kann er sich in extremis an den Beinen des untersten Alpinisten festhalten. Augenblicke später stürzt auch der zweite Bergsteiger. Auch er versucht verzweifelt, sich irgendwo festzuhalten, was ihm auch gelingt: Griff zwischen die Beine des untersten Kollegen, der seinerseits noch immer die Füße des jetzt obersten Alpinisten festhält. Frage an Sie, liebe Leserinnen, liebe Leser: Was reisst in dieser Situation als Erstes? Ich verrate es Ihnen: Die Stimmbänder des mittleren Bergsteigers.





# Man nehme Mehl, Zucker, Karotten, Haselnüsse, Eier

**Etwas vom Schlimmsten ist, wenn man nicht (offiziell) anerkannt ist. Da kann noch schnell mal einer daherkommen und behaupten, er sei Fachmann. Was ist das schon gegen einen allerseits anerkannten Fachmann? Sehen Sie, so geht es mir: Ich bin kein Nobody, die ganze Welt weiss, dass ich ein offiziell anerkanntes Ass bin, wenn es um Ungeschicklichkeit geht. Klar, dann und wann hilft auch noch das Schicksal mit. Oder der Zufall. Vom Unvermögen gar nicht zu reden.**

Es müsste sich eigentlich herumgespröchen haben: Jahraus, jahrein da bin ich mit meiner Beluga unterwegs, einem Yamaha-Roller, einer Hundertfünfundzwanziger. Jahraus, jahrein heisst logischerweise auch im Winter, wenn es schneit oder eiskalt ist. Daran kann man sich, a) gewöhnen und b), mit warmer Kleidung und besonders vorsichtiger Fahrweise vorsehen. Nur einmal, im vergangenen Februar, da liess ich die totale Vernunft walten. Weil meine Frau am nächsten Tag unvorhergesehenerweise das Auto nicht zur Arbeit braucht, auf der Strasse Schnee liegt und für die Nacht Temperaturen um die zehn minus angesagt sind, erbitte ich um die vier Räder. Dem Antrag wird stattgegeben. Da ich die Strecke samt sämtlicher Senklochdeckel (Rutschgefahr in Kurvenlage, wenn nass!) kenne, geht alles bestens. Jedenfalls bis zum Shoppy. Wie ich nämlich in der Dunkelheit die Kurve zum so genannten Delta-Parkhaus nehme, da übersehe ich rechts einen grossen «Chemp», der unbefugte Parkierer von ihrem Tun abhalten soll. Das Kratzen der

Karosserie ist grausam; der Schlag, als die Felge abschliessend noch einen Kuss kriegt, lässt das Schlimmste befürchten. Im Parkhaus sehe ich die Bescherung: Kratzer quer über zwei Türen, Felge futsch. Und das bei einem Auto, das noch keine 4'000 Kilometer auf dem Tacho hat. Super. Immerhin weiss ich jetzt wenigstens, woher der Ausdruck «die Kurve kratzen» stammt.

Stichwort Automobiles: Kürzlich, da hatte ich einen Röno unter dem Phüdle. Will heissen: Von der Migros erhielt ich für einen kurzen Geschäftstrip einen Renault zur Verfügung gestellt. Völlig wider Erwarten kam ich mit dem Ding einigermassen zurecht. Der Höhepunkt dann dafür am nächsten Morgen, auf dem Parkplatz unserer Siedlung. 04:30 Uhr. Ich lasse bewusst die Fahrertüre offen, als ich einsteige, damit das Innenlicht brennt und ich die Instrumente überblicken kann. Wie ich still und leise den Zündschlüssel drehe – psssssst! –, da kommt plötzlich eine überlaute Blechstimme daher: «Startvorgang abgebrochen. Wiederholen gemäss Instruktionen.» Super, mir ist, als ob Sekunden später die ersten Lichter in den Schlafzimmern der Beunde-Siedlung aufleuchten. Was nun? Ich steige aus und wiederhole das Einsteigen und Starten – mit dem gleichen Resultat. Jetzt geht das Licht bei Brawands tatsächlich an. Peinlich. Dritter Versuch, dieses Mal unter Einbezug des Bordhandbuchs. Und siehe da! Des Rätsels Lösung: Die Türe muss man mit der Fernbedienung öffnen,

dann schweigt des Sängers Höflichkeit ...

Bo's spielen in Vercorin «Activity», ein Familienspiel, bei dem es darum geht, dass man Begriffe errät. Beispiel: Der eigene Partner zieht eine Karte. Dort steht «Flugzeug» drauf. Also zeichnet er ein Flugli, in der Hoffnung, dass sein Vis-a-vis den gesuchten Begriff möglichst rasch herausfindet, was nach Falschnennungen wie «Wildente», «Schwan», «UFO» und «Schleiereule im Tiefflug» auch kein Kunststück ist. In einer nächsten Stufe muss man nicht zeichnen, sondern mit einer Pantomime dem Partner auf die Sprünge helfen. Item: Vater Bornhauser ist an der Reihe. Ich ziehe die Karte «Rumpfbeugen» und darf mich als stummer Gymnastiker versuchen. Nichts leichter als das, schliesslich hat unsere Tochter, die, als meine offizielle Spielpartnerin, für einmal am gleichen Strick wie ihr Produzent zieht, mich während meiner Diät mehrfach beim Rumpfbeugen beobachtet. Ich setze mich also auf den Teppich, klemme die Füssen unter ein Sofa und beginne mit der Übung. Claudia lässt sich Zeit. «Kniebeugen?», «Diät?», «Nierenbeugen?» Meine Einlagen verlieren nach knapp einer Minute langsam, aber sicher an Dynamik. «Bauchbeugen?», «Abnehmen?», «Schwitzen?»



Örosöma läuft die mitlaufende Sanduhr nach 56 Rumpfbeugen aus. Genau, liebe Leserinnen und Leser! Genau das vermute ich auch: Das hat sie doch absichtlich gemacht.

Obwohl zum Schlanken mutiert, da kann der Kater das Mäusen nicht lassen. So kürzlich in der Küche, als meine Frau daran ist, einen Rüblicake zu fabrizieren. Interessiert schau ich ihr über die Schulter und entdecke in einer Ecke die Plastikschüssel, in der zuvor die Zutaten gerührt wurden. Blitzgescheit wie ich nun mal bin, da lenke ich Monika husch ab, damit ich mit einem Holzlöffel – von ihr unbeobachtet – Teigresten naschen kann. Das Täuschungsmanöver gelingt perfekt. Nur ist der Teig völlig ungeniessbar. «Uuäää! Läck mir, isch das gruusig, das schmöckt ja nach Shampoo!» Kein Wunder, wenn man weiss, dass die Köchin bereits einen Sprutz Abwaschmittel in die Schüssel gespitzt hat. Ich glaube, noch im Schlaf hatte ich Stunden später Schaum vor dem Mund. Oder dann hat es mir zumindest davon gertäunt.

In der Migros Aare haben wir eine wöchentlich erscheinende Personalzeitung. Und mit ihr jede Woche auch eine attraktive Verlosung. Einmal, da poste ich bei [www.trendnews.ch](http://www.trendnews.ch) zwanzig tolle Sonnenbrillen. Das Ding ist ein Riesenhit, nicht bloss des modischen Designs wegen: Die Gläser (drei Paar in verschiedenen Tönungen) können weder verkratzen noch kaputt gehen (abgesehen davon, dass sie kinderleicht auszuwechseln sind), das Gestell lässt sich wie Gummi verbiegen, um dann sofort wieder in seine Grundform zu gehen. Vielen Kollegen demonstriere ich, was mir der Produzent vorgemacht hat: Ich trample hemmungslos auf der Brille rum, die aber nicht kaputt zu kriegen ist. Nun passierte kürzlich das folgende

Intermezzo, im Büro, bei/mit meinen vier Kolleginnen: «Ladies, schaut euch das hier mal an!» Ich schmeisse die Brille auf den Boden und springe mit Schwung darauf. Mit dem Resultat, dass sie im ersten Anlauf in die Brüche geht. Ich weiss nicht mehr, wer anschliessend blöder aus der Wäsche geschaut hat; Andrea, Barbara, Lilian und Jacqueline oder der vermeintlichen männlichen Unvernunft oder ich mit hochrotem Kopf und heissen Ohren ...

Unser digitales Telefon spinnt. Kann ja vorkommen. Und weil voraussehbar, dass sich eine Reparatur kaum lohnen wird, da warte ich auf eine Aktion bei Melectronics, die kurz darauf auch stattfindet. Weil sogar mir bekannt, dass ich technisch nichts tauge, will ich die kaputte Telefonstation mitnehmen, um dem Verkäufer zu zeigen, was genau ich für Anschlüsse benötige. Das Dumme an der Sache: Hinter meinem Pult, da liegt zu Hause ein monumentaler Kabelsalat. Keine Chance, das Telefonkabel aus diesem Knäuel zu entwirren. Und weil schon immer ein Mann der Tat, da schneide ich es kurzerhand durch, weil wir das alte Telefon eh nicht mehr benötigen. Wie sich am nächsten Abend herausstellt – sehr zur «Freude» meiner Gattin und unserer Tochter –, da habe ich, erstens, ein falsches Telefon gekauft und, zweitens, hätte man das Kabel ganz einfach ausklinken können. Meine beiden Frauen können es beweisen.

Ein Ski-Weekend in Vercorin im März. Allerdings ohne Claudia (bald 16), die zu Hause bleibt, weil sie sich Samstag/Sonntag mit Kinderhüten ihr Taschengeld verdient. Meine Frau, unser Herr Sohn Patrick (und mit ihm Schulfreund Thomas), mein Schwiegervater und ich

machen uns am späten Freitagnachmittag auf die Reise. Claudia ist noch nicht zu Hause, wie wir abfahren. Zur gleichen Sekunde, als wir in Vercorin ankommen und das Auto abstellen, da läutet mein Handy. Fräulein Tochter ist dran, unüberhörbar: «Was syt dir nid alles für Super-Hirni!!! Ig ha kei Schlüssel, cha nid is Huus!!!» Im Auto schauen wir uns gegenseitig belämmert an. Stimmt. Durch eine Verkettung wirklich unglücklicher



Umstände haben wir die für Claudia vorgesehenen Schlüssel nicht versteckt, sondern im Haus eingeschlossen. Es kann wirklich niemand etwas dafür, am wenigsten Claudia selber, die am Telefon dem Hyperventilieren nahe ist. Was jetzt? Ich frage schüch, ob sie nicht bei einer Kollegin schlafen könne. Zeter und Mordio. Ich sehe mich schon Vercorin-Wohlen-Vercorin fahren, 368 Kilometer. Ich empfehle ihr, bei einem Schlüsselservice anzurufen und zu fragen, was so ein offizieller Haus-einbruch kostet. Um eigene Natelkosten zu sparen, da telefoniert Claudia von unseren Nachbarn aus. Eine halbe Stunde später ist auch das geklärt. Macht 500 Franken. Nobis, dann doch lieber die 368 Kilometer aller/retour. Guter Rat wird heute Abend teuer, das spüre ich. Claudia aber kommt meiner Heimfahrt zuvor: «Wart einisch, ig weis, wie mer bi üs chönnti ybräche.» Und siehe da: Mit Hilfe unserer Nachbarn René Mayer und Gilbert Doyon schafft Claudia es einige Minuten später tatsächlich, ins Haus einzusteigen. Allerdings bleibt der Trick einmalig. Denn bereits am darauf folgenden Montag habe ich eine Sicherheitsfirma beauftragt, diesen Schwachpunkt zu beheben. Dennoch wird er hier nicht verraten.

# HiK Bornhauser bei der Frauentruppe vom MFD

**Die Zeiten, da Frauen FHD leisteten, die sind längst vorbei, heute ist man (man?) Mitglied des Militärischen Frauendienstes, abgekürzt MFD. Und jetzt fragen Sie sich bestimmt, was ich damit zu tun habe? Nun, die Aktivitäten des MFD gehören dokumentiert – und dabei fällt das eine oder andere Intermezzo für eine Realsatire ab. Hier also Episödchen rund um (m)ein Frauen-Abenteuer für den «Brückenbauer» anlässlich einer Übung während einer RS im MFD. Ausnahmsweise sind die Familiennamen der Beteiligten leicht verfälscht, nicht so aber die Story an sich.**

Die Aufforderung zum Tanz war von gewohnt militärischer Sachlichkeit: «Ich erwarte Sie am Mittwoch, punkt 10:00 Uhr im Restaurant Kreuz.» Absenderin: Hauptfrau Ledermann Ursula. Marschtüchtige Schuhe seien angebracht, ein Rucksack werde für mich gefasst. Ob auch eine (natürlich möglichst hübsche) Trägerin für mich abdetachiert wird, bleibt vorerst offen.

Am vereinbarten Treffpunkt (genauer Stao des besagten Gasthofs aus Geheimhaltungsgründen und im Interesse der nationalen Sicherheit unseres Landes nicht näher erläuterbar – für Insider aber: Messpunkt 12; 7,6 Willi, 3,2 Sophie) fasst Lederfrau, pardon, fasst Ledermann die nächsten 24 Stunden zusammen. Bei dieser Gelegenheit erfahre ich, dass Hauptfrau als Anrede falsch ist, korrekt

ist Hauptmann. Auch beim MFD. Schliesslich mutiert ein Major ja auch nicht zur Majorette. Wie auch immer: Wir verschieben uns zum KP. Perfekte Meldung eines Soldaten. Moment mal ... Was sucht denn ein Soldat, männlich, mitten unter Seinesnichtgleichens, weiblich? Von Ledermann Ursula erfahre ich, dass Wehrmänner den Frauen helfen, den Dienstbetrieb aufrechtzuerhalten. Genial. Hätte ich doch auch gerne gemacht, im Laufe meiner grandiosen Militärkarriere (bei der es allerdings nicht einmal zum Cfr gereicht hat).

12:30 Uhr. Befehlsausgabe. Kriegsmobilmachungsübung. Konkret und zusammengefasst heisst das: Bahnfahrt bis Hasle-Rüegsau, sechs bis sieben Kilometer zu Fuss mit vollgepacktem Rucksack in Richtung Affoltern, bei Sammelplatz Sanitätsausbildung, Abkochen, Übernachtung in einer Notunterkunft, tags darauf Tagwache um 03:30 Uhr, anschliessend 15 Kilometer Marsch zur Fritzenfluh. Deckname der Operation: «Schwarze Spinne». Gotthelf zum Gruss!

Bahnhof Hasle-Rüegsau. In kleinen Gruppen marschieren wir bei leichtem Regen ab. Dann, kurz vor Kilometer 2, der Eklat: Ein feldgrauer Rucksack fliegt in hohem Boden in die Wiese, die Trägerin streikt: «Söll dä Rucksack träge, wär wott!» Psychologie und Seelsorge helfen immerhin, die Dame zum Weitermarschieren zu überreden, allerdings ohne Rucksack, der gesellt sich vorübergehend zu seinem Kollegen auf dem Rücken des Schreibenden (Sie merken: Nüt gsi, mit ere hübsche Trägerin ...). Oberleutnant und Instruktor Rüegegger Margrit inspi-



ziert die Vorbeimarschierenden bei Kilometer 4. Zeter und Mordio, weil eine ohne Reisegepäck daherspaziert kommt: Zuerst an die Adresse der Streikenden, dann in Richtung Korporal und, sozusagen als Schwanzfeder der Geschichte, kommt auch noch der gutmütige Träger des weiblichen Rucksacks unter die Räder (das wäre dann ich gewesen). He! Rüegsegger, geits eigentlech no? .

Am bereits erwähnten Sammelplatz kommt es öppe eine Stunde später zum zweiten Drama des Tages (so kurzweilig kann MFD sein!): Ein gewisser Militarist mit gelben Hutnudeln und schwarzen Hosenstreifen kann sich nicht Wunschgemäß ausweisen, so dass ihm der Zugang zum Sammelplatz churzspitz verweigert wird, vorschriftsgemäss. Good girls! Oberst im Generalstab Müller Eugen, seines Zeichens Chef Ausbildung MFD, steht dann während fünf, sechs Minuten

im wahrsten Sinne des Wortes draussen im Regen, bis sich Ledermann Ursula mit hochrotem Kopf seiner erbarmt. Vor dem Nachtessen – auf richtigen Notkochern zubereitet – erfahren die Ladies allerhand Wissenswertes zum nächsten Tag. Trotz Tagwache um 03.30 Uhr ist die Stimmung prächtig, allerhand Schabernack geht während des Abends und der Nacht über die Bühne (Details bleiben militärische Geheimsache, wie ich es den Frauen versprochen habe).

Kalenderblatt weg: Punkt 04:30 Uhr ist am nächsten Tag Abmarsch. Wer nun auf weitere Highlights wie fliegende Rucksäcke, autostoppende Damen oder amoklaufende Betreuerinnen gehofft hat, muss ich enttäuschen. Die 15 Kilometer zur Fritzenfluh gehen absolut ereignislos in die Geschichte des MFD ein. Mehr noch: Unterwegs, da treffen wir auf eine Infanterie-RS auf ihrem «Fünfziger». Staunen erlaubt – «meine» Girls halten das Tempo über jene Strecke, die wir gemeinsam mit den Mannen bewältigen, spielend mit. Respekt.

Im Bergrestaurant erhalten die Rekrutinnen ihre Einheitspatten, die sie zu «richtigen» Frauen machen. Von Müdigkeit keine Spur mehr. Dank dreier eingeflogener «Hudigäggeler» geht es hoch zu und her, die wenigen anwesenden Herren dürfen das Tanzbein vermutlich öfter schwingen, als ihnen lieb ist. Mein Muskelkater kommt emel definitiv nicht vom Marschieren.

PS: Falls Sie sich fragen, was «Hik» im Titel zu bedeuten hat: Ist nicht identisch mit «Hilfs-Korporal», sondern steht abkürzend für «Hahn im Korb».

# Bäcker und Konditoren fordern meinen Kopf

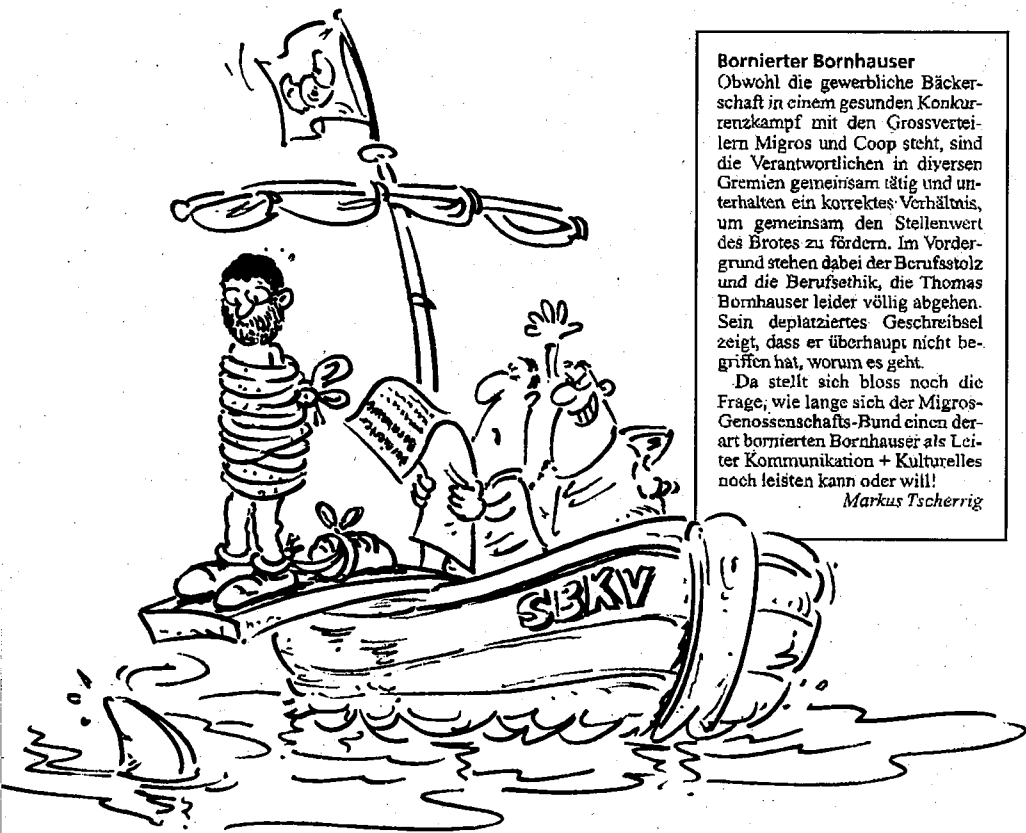
**Seit wenigen Tagen, da teile ich das Schicksal unseres allerseits geschätzten Bundesrates Joseph Deiss. Mir kommt nämlich allein dank Bäckern und Konditoren jene Ehre zu, die eigentlich ausschliesslich Spitzenpolitikern, Fussballtrainern, kirchlichen Würdenträgern und CEOs vorbehalten ist: Man fordert sie zum Rücktritt auf. Neuerdings auch mich. Unter dem Titel «Bornierter Bornhauer» stellt Markus Tscherrig im «Panissimo», dem offiziellen Organ des Schweizer Bäcker- und Konditoren Verbandes SBKV, öffentlich die Frage, ob ich für die Migros noch tragbar bin. Aber schön der Reihe nach ...**

Die Migros Aare hat im Frühsommer 2002 vier verschiedene TV-Spots produzieren lassen, zum Thema Frische. Und das auf die Originelle, wie man die Migros-Werbung halt so kennt. Einer dieser Spots zeigt uns einen jungen Mann, der sich offensichtlich verschlafen hat. Auf alle Fälle sieht man seinen Digitalwecker, der 06:31 Uhr anzeigt. Panik. Er schlüpfte notfallmässig in die Hosen, schnappt sich sein Hemd, steht barfuss in die Schuhe, rennt zu seinem kleinen Lieferwagen und braust los. Unterwegs zieht er sich vollständig an, streicht sich durch die Haare. Aber wohin des Weges? In der nächsten Szene sehen die Zuschauenden den Twen, wie er seinen Lieferwagen mit allerlei Brot vollpackt, unter gütiger Mithilfe eines Angestellten einer Grossbäckerei. Und siehe da: Im

Hintergrund sind die vier Buchstaben JOWA zu erkennen. Unser junger Zeitgenosse bedankt sich artig beim Helfer, fährt mit vollem Wagen retour und – nun löst sich das Rätsel – stellt zu Hause ausnahmsweise die Migros-Brote in seine eigenen Gestelle. Noch bevor die erste Kundin im Laden den Braten (oder das Brot?) riechen kann, verschwindet ein JOWA-Papiersack unter die Theke.

Sie schmunzeln ob dieser Episode? Das sollten Sie aber ganz und gar nicht, weil sie sonst den Zorn von Renaldo Nanzer, Direktor beim SBKV in Bern, auf sich ziehen. So wie die Migros Aare. Offenbar haben sich alle Bäcker und Konditoren in den Kantonen Aargau, Solothurn und Bern über diesen TV-Spot geärgert. Mehr noch: Sie fühlen sich in ihrer Ehre gekränkt und in ihrem Berufsstolz verletzt. Letzteres zumindest hat Herr Nanzer unserer Zentrale in Zürich geschrieben. Und im «Panissimo» nachgedoppelt. Jedenfalls war der SBKV stinkesauer auf die Migros Aare, forderte Genugtuung und die sofortige Absetzung der Werbung. Wie auch immer: Weil allein eine Sache der Migros Aare, hat uns die Konzernzentrale gebeten, Herrn Nanzer direkt zu antworten. Das war für uns insofern einfach, als die Uhr dieses Brot-Spots zum Zeitpunkt der Reaktion des SBKV ohnehin abgelaufen war (schliesslich sollen auch die TV-Spots der Migros Aare frisch bleiben und nicht jahrelang laufen, bis sie vertrocknet sind).

Im Brief haben wir dann – in allem Anstand – unser Bedauern ausgedrückt, dass wir Anlass zur Reklamation geben:



### Bornierter Bornhauser

Obwohl die gewerbliche Bäckerschaft in einem gesunden Konkurrenzkampf mit den Grossverteilern Migros und Coop steht, sind die Verantwortlichen in diversen Gremien gemeinsam tätig und unterhalten ein korrektes Verhältnis, um gemeinsam den Stellenwert des Brotes zu fördern. Im Vordergrund stehen dabei der Berufsstolz und die Berufsethik, die Thomas Bornhauser leider völlig abgehen. Sein deplatziertes Geschreibsel zeigt, dass er überhaupt nicht begriffen hat, worum es geht.

Da stellt sich bloss noch die Frage, wie lange sich der Migros-Genossenschafts-Bund einen derart bornierten Bornhauser als Leiter Kommunikation + Kulturelles noch leisten kann oder will!

*Markus Tscherrig*

«Zu keinem Zeitpunkt wollten wir jemanden – geschweige denn einen ganzen Berufsstand! – lächerlich machen.» Und wir haben (im Nachhinein betrachtet wohl sehr blauäugig) daran geglaubt, dass Herr Nanzer unsere Erklärung akzeptiert, wir hätten mit dem TV-Spot lediglich eine humorvolle Geschichte erzählen wollen, in der gezeigt wird, dass sich zwei völlig unterschiedliche Brot-Produzenten aus einer vorübergehenden Notlage heraus zusammentun, einzig und allein im Dienst der Kundinnen und Kunden. Was ist daran falsch?

Aua! Diese Erklärung ist Herrn Nanzer im Hals öpfe so stecken geblieben, wie das harte Stück Brot, das einen zum Husten bringt. In einem Brief an die Migros Aare,

mit Kopie an die Zürcher Konzernzentrale, schreibt er deutsch und deutlich, wovon der Bornhauser eine Ahnung hat. Von rein gar nichts. Und zum Schluss kommt ein erster Hammer: «Sie schreiben, Sie akzeptieren unseren Standpunkt und Sie hätten damit kein Problem. Für Sie ist es vielleicht kein Problem, für uns aber schon. Sicher ist, dass Sie, Herr Bornhauser, das Wort «Kulturelles» aus Ihrem Wortschatz streichen sollten.» (Zu Ihrem Verständnis: Den besagten Brief an den SBKV habe ich als Leiter Kommunikation + Kulturelles der Migros Aare unterschrieben.)

Doch damit nicht genug. Im nächsten «Panissimo» werden den Verbandsmitgliedern die symbolisch alten Migros-Gipfeli des Vortages aufgetischt: Zuerst heftet Redaktor Markus Tscherrig dem SBKV das Verdienstkreuz an die Brust, «es» der Migros gezeigt zu haben, indem sie den TV-Spot auf Druck von Herrn Nanzer und des SBKV umgehend stoppen musste. Das ist nicht bloss falsch, Herr Tscherrig, das ist unwahr. Weiter wundert sich «Panissimo», «dass die Migros Aare diesen TV-Spot ohne Wissen der nationalen Konzernleitung auf regionaler Basis ausstrahlen konnte.» Da ich die Organisation im SBKV nicht kenne, kann ich nur für die Migros schreiben: Die zehn Migros-Genossenschaften haben weitgehend Autonomie, sie sind keine Marionetten einer allmächtigen und selbtherrlichen Konzernzentrale, die allein weiss, was für die zehn regionalen Genossenschaften gut ist. Zum Schluss des Artikels im «Panissimo» wird dann die Vertrauensfrage über die Unperson Thomas Böhnhauser gestellt. Ich drucke sie Ihnen im Kästchen 1:1 ab, so wie sie zu lesen war. Und enthalte mich bewusst einer persönlichen Würdigung.



# Bäcker sind keine Betrüger

Von Markus Tscherrig, Schweizer Bäcker-Konditorenmeister-Verband

Mit grosser Polemik hat Thomas Bornhauser in der «Aemme-Zytig» und der «Grauholz-Post» gegen den Schweizerischen Bäcker-Konditoren-Verband und seine Zeitung «panissimo» geschossen. Und dies nur, weil diese es gewagt haben, gegen einen «fiesen» TV-Spot der Migros Aare zu protestieren. In besagtem Spot wird nämlich ein Bäckermeister gezeigt, der in der Jowa industriell produziertes Brot einkaufen geht, um es dann seiner Kundschaft in seiner Bäckerei als gewerblich hergestelltes Brot zu einem entsprechend höheren Preis zu verkaufen. Selbstverständlich ohne dies zu deklarieren.

Selbst wenn Thomas Bornhauser – der sich in seiner Arroganz gar mit einem Spitzenpolitiker oder kirchlichen Würdenträger vergleicht – die Geschichte dieses Spots ausserordentlich lustig findet, stellt dieses Verhalten des Bäckermeisters gegenüber seiner Kundschaft für uns nichts anderes als Betrug dar. Darin will die Migros Aare offenbar die Aussage verstecken, dass der Durchschnittskonsument den Unterschied zwischen Industrie und Handwerk eh nicht merkt und es folglich absolut keinen Grund zum Einkaufen im Fachgeschäft mehr gibt. Und genau diese Behauptung ist zwar nicht für Thomas Bornhauser, sehr wohl aber für unsere auf den Bäckerstolz grossen Wert legende Berufsorganisation ein grosses Problem.

Würde es effektiv keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Produktionsmethoden mehr geben, würden sicher nicht so viele qualitätsbewusste Konsumenten Brot und Backwaren im

Fachgeschäft einkaufen. Das ist dem Herrn Bornhauser und Konsorten natürlich ein Dorn im Auge, und deshalb versuchen sie mit derartig fragwürdigen Spots die gewerblichen Bäcker und ihren Berufsstolz dem Spott auszusetzen! Auch wenn der Herr Bornhauser dies anders empfinden mag: mit gesundem Humor hat ein solcher TV-Spot nichts, aber auch gar nichts zu tun!

# Was es so alles in einem PSK braucht ...

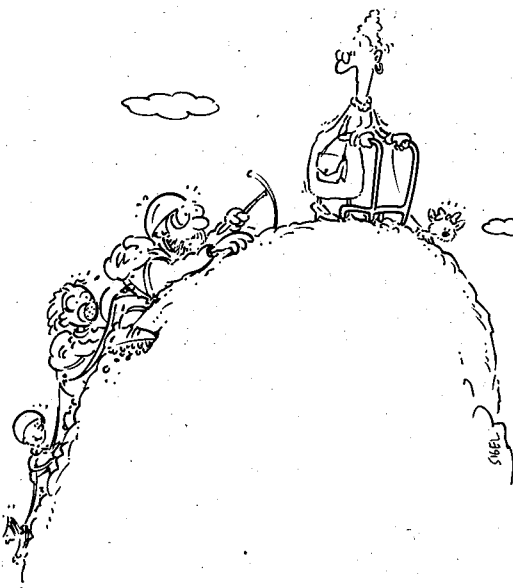
**Lüthi und Bornhausers haben ihre Herbstferien 2002 in Calpe verbracht, an der Costa Blanca. Nun müssen Sie wissen, dass das Wahrzeichen von Calpe der Penyal d'Ifac ist, ein 332 hoher Felsklötz auf einer vorgelagerten Insel. Der Monolith vulkanischen Ursprungs steht unter Naturschutz.**

Ganz schön clever, wie wir das wieder eingefädelt haben: Ein ehemaliges Mitglied der Geschäftsleitung der ebenso ehemaligen Migros Bern, Robert Kaufmann, heute offiziell pensioniert, hat sich vor über zehn Jahren ein Haus in Calpe bauen lassen. Und eben diesen Robert Kaufmann haben wir bereits am dritten Tag unseres Aufenthalts, zusammen mit seiner Frau, Helga, zum Apéro eingeladen, mit ganz und gar eigennützigem Gedanken: Wir wollten nämlich gute Insider-Tipps von ihm für unseren fast dreiwöchigen Aufenthalt.

Unsere Sondierung bei Kaufmanns, ob man den Penyal auch besteigen kann, verläuft positiv. Und weil schon immer Leute der Tat, da wird das Vorhaben gleich am nächsten Tag in die Realität umgesetzt. Allerdings: Der Gesichtsausdruck, den unsere – zusammengezählt – vier Kinder (zwei Modis à je 15 Jahre, zwei Giele à je 12) an den Tag legen, der hat mit Begeisterung, so wie sie zumindest im Duden beschrieben wird, gar nichts gemeinsam. Da Christian und ich jedoch über eine angeborene Autorität verfügen, gelingt es uns schliesslich

müheles, die lieben Kleinen zum Mitkommen zu zwingen. An dieser Stelle ist eine kurze Würdigung des Aufstiegs zum Penyal d'Ifac angesagt. Ungefähr die Hälfte des Weges ist problemlos begehbar, bis zu einem schätzungsweise 40 Meter langen Tunnel, der a) stockdunkel, b), leicht ansteigend, und, c), mit einem extrem rutschigen Steinboden versehen ist (Seile für Umfallende sind links und rechts gespannt). Nach diesem Tunnel, da scheiden sich die Geister: Weitergehen oder nicht? Unmittelbar nach Tunnelausgang gibt es nämlich eine ziemlich heikle Querpassage, bei der man sich mit Vorteil am Seil festhält. Sozusagen ein Hinterstoisser-Quergang der Eigernordwand in Miniaturausführung. Wer diesen meistert, der stösst dann rechts um die Ecke gleich nochmals auf eine ähnliche Herausforderung und, weiter oben, auf kleinere Kraxelpartien, wo da und dort ein meist bundesdeutsches «Das reicht mir, weiter hinauf gehe ich nicht!» zu hören ist.

Zurück aber zum Tunnelausgang. Monika und Monika, die beiden Mütter, die ihrerseits nicht gerade das sind, was der vorhin bereits bemühte Duden mit «schwindelfrei» zu bezeichnen pflegt, ziehen es vor, dort eine Art Basiccamp zu errichten. Will heissen: Sie warten auf die Rückkehr der sechs Gipfelstürmer. Eine Stunde später berichten uns die beiden Frauen, was man dort in relativ kurzer Zeit so alles erlebt an Folklore. Und das ist allerhand. Fest steht jedenfalls, dass es ein lukratives Geschäft wäre, ausgangs Tunnel ein Penyal Survival Kit, ein PSK\*, sozusagen eine «Tasche für alle Fälle» zu verkaufen. Regelmässig – so unsere



haupt fragt man sich, gopfridstutz, wie die Leute sich so eine doch recht nahrhafte Besteigung vorstellen? Zero Vorbereitung. Höhepunkt in der Geschichte des voralpinen Alpinismus dürfte zweifellos jene schätzungsweise 60 Jahre alte und durchgestylte Zeitgenossin sein, die höchstwahrscheinlich den ganzen Familienschmuck an Hals, Ohren und Fingern, ein Deux-pièces, eine klassische Handtasche, einen rosa Schal und Designer-Lederschuhe tragend, ihre Chancen zur Weiterbesteigung mit grossen Augen wie Schnee an der Sonne schwinden sieht ...

Aber auch das andere Extrem gibt es. Jawohl, Leute, die die Sache derart seriös angehen, als wollten sie den Nanga Parbat besteigen. Die meisten, so ist zweifelsfrei zu hören, kommen aus dem Land des roten Passes mit dem weissen Kreuz.

beiden Berichterstatterinnen – kommen nämlich Leute schweissgebadet und krei-deweiss aus dem Tunnel. Zum Beispiel zwei Italiener, die so aussehen, als ob ihnen drinnen in der Finsternis Johannes XXIII höchstpersönlich erschienen wäre, mit seinen besten Wünschen auf ihrem letzten Lebensweg. Auch jemand, der vermutlich Darth Vader in «Starwars» gespielt hat, ist zu sehen – resp. zu hören. Einer von vielen Highlights: Zwei adrett gekleidete ältere Damen, mit kurzen Röckli und wenig dazu passender, langer Underwear. Die beiden Ladies, in Gesundheitsbadesandalen (mit Nöppeli) unterwegs, hängen wenige Augenblicke später regelrecht im Seil, derweil ihre Wäsche hochrutscht. Ein Bild für die Götter!

Kurze Zeit später ist ein härziges Meitli zu sehen, weisses Röckli, ebensolche Knie-strümpfe und blaue, offene Schuhe. Ob sie wohl weitergehen soll/darf? Der Eindruck, dass sie soeben aus der Kirche kommt, den können Mama und Papa, selber im Sonntagsgwändli daherspazierend, jedenfalls nicht entkräften. Über-

\* Ein PSK steht also nicht für Primarschule Kandersteg und enthält vielmehr: Ein Paar Miet-Wanderschuhe (in der Grösse verstellbar), ein Paar atmungsaktive Wandersocken in Universalgrösse, eine Einweg-Sauerstoffmaske, eine Tagesration Astronauten-Trockenfutter, ein Liter Isostar, ein Notbiwak-Zelt, ein Einweg-Handy (fest auf die Nummer der spanischen Küstenwache eingestellt), eine Positions-Leuchtrakete, ein Schweisstuch, eine Portion schnell bindender Gips, Verbandsstoff sowie Scheuklappen für nicht Schwindelfreie.

# Von der Kunst des Eierkochens ...

**Geht es Ihnen dann und wann ähnlich? Da macht man jahrelang eine bestimmte Arbeit, ohne sich dabei etwas gross zu überlegen, beinahe automatisch, nur um eines Tages hocherstaunt festzustellen, dass die vermutete Routine eine ganz und gar aussergewöhnliche Leistung darstellt, Tag für Tag, Mal für Mal. Nehmen wir das Eierkochen: Die 3-Minuten-Version gelingt mir perfekt. Ist aber alles andere als selbstverständlich.**

Das habe ich längst gemerkt: Ein klassisches 3-Minuten-Ei braucht zum Gelingen in Wohlen (unser Haushalt befindet sich exakt 569 Meter über Meer) nicht genau das gleich lange Warmwasserbad wie in Vercorin (die Wohnung meiner Eltern liegt auf 1'332 M.ü.M). Hat anscheinend mit der Siedetemperatur des Wassers zu tun, welches im Mittelland nicht gleich hoch wie in den Bergen ist. Das behauptet jedenfalls Kollega Lüthi. Und Christian muss es wissen, als erfolgreiches Mitglied der «Mutze-Chuchi». Diese unerschrockene Truppe kochender Männer übt nämlich auch das Eierkochen à fond. Ich schätze, die Herren würden dafür bei GaultMillau mit glatten 19 Punkten honoriert.

Also, normalerweise lege ich Eier in kaltes Wasser, koche Eier und Wasser miteinander auf, lasse die Dinger in Wohlen ungefähr 178 Sekunden lang plodern, um sie dann der Familie comme il faut in der 3-Minuten-Version zu präsentieren. Chris-

tian macht das offenbar anders – und entsprechend (wieso eigentlich?) wird das Prozedere in den gemeinsamen Herbstferien 2002 geändert: Zuerst wird nur das perlautere Wasser zum Sieden gebracht, erst dann kommen die acht Eier hinein. Klar, weshalb einfach, wenn es kompliziert offenbar auch geht? Weil Chrigu mit der hochkommenden Milch gerade anderweitig beschäftigt ist, lege ich die Eier schön süferli ins kochende Wasser und verbrenne mir exakt achtmal Zeigefinger und Daumen der rechten Hand (diese Realsatire wird deshalb nur mit acht Fingern in den Laptop gehauen; ich hoffe, man merkt es nicht allzu sehr). Dass man für den Stapellauf der Eier auch einen Löffel benutzen kann, das will mir Christian Lüthi erst in einem Fortgeschrittenenkurs «Eierkochen leicht gemacht» am nächsten Tag erklären.

Weil unsere (3-für-2-Wochen-gemietete) Villa in Calpe schätzungsweise glatt 33 Meter über Meeresspiegel liegt, da gelten an der Costa Blanca in Bezug auf das erfolgreiche Eierkochen andere Gesetzmässigkeiten als in Wohlen, in Vercorin oder gar auf dem Mount Everest. Will heissen: Ab Stapellauf gehören die Eier, deren Kalibrierung übrigens eine enorm wichtige Rolle für die eigentliche Kochzeit spielen, 250 Sekunden ins Wasser, je nach Windeinfall (wir kochen bereits früh am Morgen am offenen Pool-Gasgrill) sogar 260 Sekunden. Aber darauf muss man zuerst kommen; das, liebe Leute, hat mit Wissenschaft zu tun! Lassen Sie mich erklären: Am ersten Tag, da spielen wir die 3-Minuten-und-33-Sekunden-Variante durch, für Küstenregionen bis zu 50 Meter über Meeresspie-

gel. Resultat: Pfludi. Bereits 24 Stunden später zeigen wir uns lernwillig und lernfähig, mit fünf Minuten Kochzeit. Frohe Ostern! Erst nadisna nähern wir uns der idealen Kochzeit – eben, 250 bis 260 Sekunden, je nach Windverhältnissen.

Wenn Sie jetzt glauben, unsere Morgenei-Probleme wären damit gelöst gewesen, dann täuschen Sie sich aber gewaltig. Stichwort «Ferienwohnung», Stichwort «Eierbecher». Mal ehrlich: Haben Sie schon mal in Spanien oder in Italien ein Appartement oder eine Villa gemietet und Eierbecher vorgefunden? Ich bitte Sie! Das eine schliesst das andere konsequent aus. Eher findet man in den Schränken 17 verschiedene Weingläser,

aber niemals zwei gleiche. Also ist auch hier Pioniergeist gefragt. Was nun? Abkalteln lassen, bis man das Ei in der Hand halten kann? Geht nicht, weil es bis dann zur Osterversion mutiert. Mutig im Teller halbieren? Forget it, das gibt eine Riesenmoorerei. Was jetzt? Christian erinnert sich plötzlich vage an eine alte Radierung von Leonardo, der bereits seinerzeit der Menschheit einen multifunktionalen Eierbecher hinterlassen hat. Wir stecken die Köpfe zusammen und zeichnen aus dem Gedächtnis nach. Schleierhaft kommt uns ein Apparat mit Seilen in den Sinn, den wir unverzüglich zu Papier bringen und nachzubauen versuchen. Haut aber nicht hin, ist nicht das Gelbe vom Ei.

Also nehmen Christian und ich den symbolischen Zweihänder, fahren mit Da Vinci & Co. ab, begeben uns in den Supermercado, um Eierbecher zu kaufen und legen die Eier für den Rest der Ferien von allem Anfang an ins Wasser.



PS: Nein, natürlich nicht! Die Eierbecher à la Leonardo haben wir nicht wirklich nachgebaut – der Rest der Story stimmt aber 1:1 ...

# «Die Rechnung schicken Sie bitte Lehrer Andreoli ...»

**In Calpe an der Costa Blanca wollten wir aber nicht bloss auf «sun & fun & nothing to do» machen, sondern durchaus etwas für unsere Bildung tun. Deshalb setzte sich Monika Bo mit Isabel Allende auseinander, Christian mit seinem Heft «Spanisch für Anfänger», Monika Lü mit Kathy Kelly und ich mit dem Zauberberg, derweil Leandro Lüthi (12) sich mit seinem Lernheft «Mein Wetterbuch» herumschlug.**

Wetter-Guru Thomas Bucheli hätte an Leandro seine helle Freude gehabt: Mit Eifer und Enthusiasmus machte sich der Bub nämlich an jene Experimente heran, die Lehrer Andreoli seiner Schülerschaft aufgetragen hatte. Dazu eine ganz kleine Vorbemerkung: Auf unserer Pool-Terrasse in Calpe (mit Blick auf das Wahrzeichen der Stadt, den Penyal d'Ifac, einen 332 Meter hohen Monolith, von dem bereits in der Realsatire auf Seite 40 die Schreibe war), da stand bei Lüs & Bo's ein mächtiger Sonnenschirm, mit einer Art Strohdach, wenn auch aus Kunststoff. Zurück jetzt aber wieder zu Leandro, der sich – nota bene: während seiner Ferien! – an das erste Experiment aus seinem Schulheft heranwagte, das da wie folgt hiess: «Schneide eine Papierschlange und halte sie an einem Faden über eine Kerzenflamme (Abstand ca. 15 cm). Beschreibe deine Beobachtungen!» Bei Leandro steht jetzt im Heft Folgendes zu lesen: «Weil mir frühmorgens, als alle anderen noch schliefen, kein Faden zur Verfügung stand, da befestigte ich das

obere Ende der Papierschlange kurzerhand an einen Strohalm des Sonnenschirms, dann zündete ich die Schlange von unten her an. Es war ganz lustig, wie die Schlange sich von selber zu drehen begann. Die Schlange ihrerseits setzte dann zuerst den Sonnenschirm, kurz danach die lokale Feuerwehr in Gang. In beinahe perfektem Spanisch konnte mein Papa dem Kommandanten, Herrn José Jesus Jimenez, mitteilen, er solle die Rechnung für den sonntäglichen Einsatz Lehrer Andreoli senden: «La cuenta manda al señor profesor Andreoli, por favor!»

Das zweite Experiment hiess: «Nimm eine Flasche und finde eine Münze, die genau auf die Öffnung der Flasche passt. Mit deinem Speichel bestreichst du nun den Flaschenrand und legst die Münze auf die Öffnung. Lege nun deine Hände um die Flasche und beobachte genau, was mit der Münze geschieht. Beschreibe deine Beobachtungen!» Leandro beschreibt seine Erinnerungen an das Experiment folgendermassen: «Unglücklicherweise habe ich die Euro-Münze beim Bestreichen mit Speichel verschluckt, so dass ich langsam, aber sicher in der Farbe der herumstehenden Cerveza-Aludose hellblau anlief. Papa brachte mich mit Blaulicht sofort ins Centro Medical de Calpe von Professor Santamaria, derweil Thomas mir auf dem Rücksitz des blauen Audis ständig auf den Rücken klopfte, in der Hoffnung, der Euro würde den Schweizer Buben zu würgen aufhören. Dank eines sofortigen Luftröhrenschnitts konnte der Euro gerettet werden. Papa, leicht hässig, sagte zum Schluss zu Professor Santa-

maria: «La cuenta manda al señor profesor Andreoli, por favor!»

Solche Belanglosigkeiten können Leandro aber nicht erschüttern; schliesslich wollte er Lehrer Andreoli nicht enttäuschen. Bereits einige Tage später wagte er sich deshalb an die letzte grosse Herausforderung der Menschheit heran: «Stelle einen hohen Becher in den Kühlschrank und lasse ihn abkühlen. Spanne anschliessend etwas Frischhaltefolie über den Becher und stelle ihn in eine Schüssel. Giesse etwas heisses Wasser in die Schüssel. Beobachte, was geschieht. Beschreibe deine Beobachtungen!» Im Lernheft «Mein Wetterbuch» von Leandro lesen wir heute: «Auf dem Flohmarkt in Teulada, den wir trotz einer Irrfahrt von Thomas zum Schluss doch noch gefunden haben, habe ich mir einen lustigen Coca-Cola-Becher gekauft, einen hohen. Den habe ich in den Kühlschrank getan, wie Herr Andreoli das verlangt. Als er kalt war, da habe ich den Becher herausgenommen und mit Alufolie bespannt. Dann habe ich eine massive Glasschüssel aus dem Tiefkühlfach genommen, die meine Mutter für ein cooles Dessert dorthin gestellt hatte. Den Coca-Becher stellte ich dann hinein und liess Wasser aufkochen. Das siedende Wasser goss ich dann wie von Herrn Andreoli verlangt in die Schüssel. Plötzlich machte es PÄNG!, mehr weiss ich nicht mehr, aber mein Vater hat mir in der Klinik von Professor Santamaria

alles nacherzählt. Ich hätte Glück im Unglück gehabt, meinte er, während der Professor mit Sorgenfalten im Gesicht neben ihm stand und ständig mit dem Kopf nickte. Wenn ich Papa richtig verstanden habe, dann wird unsere Haftpflichtversicherung für die Renovation der Villa aufkommen, weil diese Schaden genommen hat, da eine durch einen Glassplitter beschädigte Gasleitung Minuten später explodierte und das halbe Quartier in Angst und Schrecken versetzte. Mein Vater musste Profes-

sor Santamaria gar nicht erst erzählen, wohin die Rechnung für die Klinikkosten zu schicken ist.» Herr Andreoli, so schätze ich, wird seinen Nachkommen kaum je etwas hinterlassen können, ausser vielleicht Schuldscheinen.

Ehrlich gesagt, nach diesem dritten Intermezzo, da hatten Lüthis und Bornhausers genug vom Kapitel «Luft erwärmen – VER-SUCHE». Stellen Sie sich vor, Leandro wäre zu Christian und mir gekommen, auf der Suche nach einer kleinen Menge spaltbaren Urans ...

PS: Ja! Selbstverständlich ist diese Kurzstory mit Ausnahme des Leads ausnahmsweise frei erfunden, Lehrer Andreoli somit rehabilitiert (und inzwischen auch aus seinem Exil zurück).



# Wie wir es beinahe auf die Titelseiten geschafft hätten ...

**Heute soll von einem Satelliten-TV die Schreibe sein, von einem ... nicht funktionierenden. In Calpe (Costa Blanca), wo Lüthi und Bornhausers, Sie wissen es, in den Herbstferien waren.**

Und damit wir uns richtig verstehen: Die drei Wochen waren ein totaler Hit (Wetter inklusive), die via Hotelplan/Interhome gemietete Villa schlicht grossartig, im Preis-Leistungs-Verhältnis sogar unschlagbar. Was hier folgt, das ist also eine echte Randnotiz; aber vielfach sind es ja die scheinbaren Belanglosigkeiten im Leben, die für Heiterkeit sorgen. Was Sie husch noch wissen müssen, damit Sie sachkundig sind: Bei der gemieteten Villa handelte es sich um ein riesiges Zweifamilienhaus: Wohnung unten (für die Kids), Wohnung oben (für die Erwachsenen).

Zur Ausgangslage: Als wir in Calpe ankommen und die Wohnungen durchchecken, da merken wir, dass der Kühlschrank im zweiten Stock offenbar defekt ist, ebenso das Licht in der einen Toilette. Letzteres gilt auch für eine der beiden Lampen beim Pool-Grill, wo auch die Gasflasche langsam, aber sicher ihren Geist aufgibt. Am nächsten Morgen melden wir uns im Interhome-Büro. Noch am gleichen Tag funktioniert alles wieder einwandfrei, sieht man vom Licht beim Pool-Grill und vom Kühlschrank in der elterlichen Wohnung ab, der während drei Wochen ein Time-Out nehmen wird. Das ist weiter auch kein Problem,

weil sein Ersatz einen Stock tiefer perfekt tut. Nach einer Woche, da steigt «oben» der Satelliten-TV aus. Kein Drama (TeleBärn ist auf der Astra-Schüssel eh nicht zu empfangen), aber der allseits beliebten guten Ordnung halber dennoch eine Meldung ans Interhome-Office wert. Hakuna matata, der Techniker wird sich der Sache annehmen. Morgen Dienstag. Der Dienstag kommt, der Techniker nicht. Am Mittwochmorgen nochmals ein Erinnerungsanruf zu Interhome. Alles klar, wird uns mit entschuldigenden Worten gesagt, der Service-Mann kommt in den nächsten Stunden. Wir wissen das zu schätzen, weil nämlich für heute non-stop Regen angesagt ist, der auch prompt eintrifft, im Gegensatz zum Techniker. Das merken wir spät am Nachmittag, als wir von einem klassisch verregneten Ausflug nach Hause kommen\*. Wir stellen aber noch etwas anderes fest: Im ersten Stock, da funktioniert der Gasherdd nicht mehr. Langsam, aber sicher stellt sich die Villa als multifunktionales Objekt heraus: Zweiter Stock mit funktionierendem Gasherdd, erster Stock mit Kühlschrank und TV, Pool-Anlage mit zum Teil sogar intakten Liegestühlen.

Die Interhome-Angestellte kommt mir, am Donnerstag zuvor, wie ich ihr telefoniere: «Aha, Haus Colari 13C? Sie rufen wegen des Fernsehers an, nicht wahr?» Ich bejahe freudig. Auch ihre zweite Vermutung, dass der Techniker den Weg noch nicht zu uns gefunden hat, kann ich bestätigen. Geichzeitig erzähle ich ihr vom Gasherdd im ersten Stock. Die defekte Lampe beim Pool-Grill und den kaputten Kühlschrank zu erwähnen, das fände ich hingegen recht pedantisch,





wie erklären Sie sich denn, dass wir keine Stunde (!) später bereits einen nigelnagel-neuen Gasherd im ersten Stock stehen haben? Abends weihen wir den Gasherd im ersten Stock ein, nicht so einen neuen TV in der zweiten Etage.

also lasse ich es mit TV und Gasherd bewenden. Am Freitag wird beides in Ordnung gebracht, stellt sie abschliessend fest. Wer würde daran zweifeln? Ha! Am Freitagmorgen parkt tatsächlich ein Interhome-Kastenwagen vor unserer Residenz. «ich komme wegen der beiden Gasherde im ersten und im zweiten Stock», stellt sich der Mann vor, derweil die Schweizer unter wolkenlosem Himmel am Pool plegern. Die Situationskomik ist total, das Missverständnis rasch geklärt. Sie wissen ja: Im zweiten Stock geht es um den TV, nicht um den Gasherd (der kaputte Kühlschrank im oberen Stockwerk bleibt unerwähnt, damit die Konfusion nicht noch grösser wird, ebenso die Pool-Grill-Lampe). Alles paletti, für den TV ist sein Kollege zuständig, und der kommt am Nachmittag. Vermutlich. Andere Länder, andere Sitten. Wie auch immer: Der Fehler beim Gasherd im ersten Stock ist rasch gefunden, nachdem sich herausgestellt hat, dass die grosse Gasflasche noch fast voll ist: Ein Leck in der Leitung. Mit anderen Worten: Lüthis und Bornhausers haben es vermutlich nur durch Zufall nicht auf die Titelseite von «El País», der deutschsprachigen «Costa Blanca Nachrichten» und in die Schlagzeilen von TeleBärn gebracht. Sie zweifeln ob dieser Vermutung? Nun,

Das Wochenende kommt daher, ohne Wolken, hingegen mit für diese Jahreszeit schon beinahe unanständig hohen Temperaturen, vor allem im Vergleich zur Schweiz, wo es anscheinend kalt ist und ... regnet. Will heissen: Wir vertreiben uns die Zeit am Pool und am Strand. TV-Nachrichten sind nicht gefragt, zumal wir die Berner Zeitung hier unten mit nur einem Tag Verspätung posten können (eine reife Leistung, Ihr da am Berner Dammweg!). Der Montag kommt, der Techniker nicht. Ich rufe ein ultimatives Mal an, ganz schüüüch. Und siehe da! Zwei Tage später, am Vorabend unserer Abreise (...), tut der Kasten wieder, wofür er konstruiert wurde. Unsere Nachmieter müssen sich also bloss noch um den defekten Kühlschrank im zweiten Stock und die Pool-Grill-Lampe kümmern. Ich hoffe, sie werden das zu schätzen wissen.

\*Das trifft auch für den FC Basel zu, der gleichentags bei einem Champions-League-Spiel in Valencia 2:6 baden geht ...

# Vergessen Sie die Tipps von GaultMillau!

Heute bekommen Sie einen Dreigänger serviert. Mit Häppchen, die an sich nichts miteinander zu tun haben, die aber als Gesamtbild durchaus einen Sinn mit Gastronomie ergeben ...



Schoggi vertilgen gehört zu meinen Leidenschaften. Und so haben sich meine Frau und die meisten Leute, zu denen wir nach Hause eingeladen werden, im Laufe der Jahre daran gewöhnt, dass ich entsprechende Tischverzierungen noch vor der

Suppe allesamt wegputze, sehr zum Missfallen unserer 15-jährigen Tochter, die das nur noch peinlich findet und diesem Missstand jeweils mit entsprechenden Blicken zu manifestieren pflegt. Immerhin: Die normale Tischdekoration – Kerzen, Blumen – lasse ich unbeachtet. Das Höchste der Gefühle ist aber unbestrittenermassen die Kombination von schwarzer Schokolade (es darf dabei durchaus der unverwechselbare Geschmack von Kochschoggi sein) mit feinem, schwerem australischem Shiraz oder kalifornischem Cabernet Sauvignon. Das ist Lebensqualität! Wie ich kürzlich in Vercorin mit Freude feststellen konnte, gibt es auch andere Zeitgenossen, die wenig bekannte Varianten der veredel-

ten Kakaobohne zelebrieren. Lüthi Leandro (12) zum Beispiel. Steht er also in den ersten August-Tagen 2002 in der Küche, vermeintlich unbeobachtet, und belegt sich ein Brot. Den Sprutz Ketchup bedeckt er feierlich mit einem Blatt Eisbergsalat, danach folgt ein Reiheli Schoggi, welches sogleich sorgfältig mit und unter einer Scheiblette Käse zuge deckt und versteckt wird. Dem Strahlen in seinen Augen nach zu urteilen, da haben die Herren Gault und Millau definitiv etwas verpasst.

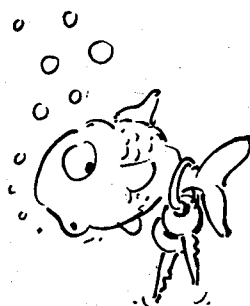
Irrtum vorbehalten, da haben wir am Tag danach auf der Terrasse grilliert. Dummerweise fehlen dazu die praktischen Anzündwürfel. Ladenschluss ist längst gewesen. Doch einen Bornhauer, den bringt man diesbezüglich (...) nicht so leicht in die Sätze. In irgendeinem Schrank, da hat es nämlich Anzündpasten-Schalen, so wie wir sie im Winter albens unter das Fonduecaquelon stellen. Gesucht, gefunden, geöffnet. Grosszügig werden danach von Hand mehrere grosse Holzkohlenstücke bestrichen, in Stellung gebracht und angezündet. Ein wunderbarer Anblick, wie alles sofort, im wahrsten Sinne des Wortes, wie geschmiert läuft! Praktisch gleichzeitig mit dem Aufblitzen der Holzkohle



wird mir warm; allerdings nicht vor Freude ums Herz, sondern an der rechten Hand, die ebenfalls noch mit Paste belegt ist und in Flammen steht. Ähnlich einer kleinen Freiheitsstatue renne ich davon, mit hoch erhobener rechter Hand ...

Mit Lüthis, da waren wir vorletztes Jahr auch auf der Saône, mit zwei Hausbooten. In Gray, da legen Lüthis comme il faut am Hauptpier an. Wir selber binden unser Boot schön artig seitlich an jenes von Lüthis, damit andere Schiffe noch direkt einen Platz am Pier finden. Einkauf im Intermarché ist angesagt. Gegen den ausdrücklichen Willen der beiden Väter (aber mit ebensolcher Zustimmung der beiden Mütter) können Pädu und Leandro zurück auf den Booten bleiben und fischen. «Na denn, mon cher, da haben wir beide uns aber wieder einmal ganz gehörig durchgesetzt ...», klopfte ich Christian anerkennend auf die Schulter. Minuten später stehen wir im Intermarché. Christian und ich haben noch nicht richtig zum Sprung auf das Fleischbuffet angesetzt, da steht auch schon Pädu vor mir, leicht wachsig im Gesicht. «Papa, muesch cho, es isch öppis passiert.» – «Wo isch dr Leandro, isch öppis mit ihm?», ergeht an den damals Elfjährigen. Die Entwarnung kommt umgehend, Leandro erfreut sich bester Gesundheit. Er hat auch kein Problem wie Pädu, der den Schlüsselbund des Hausboots in den Fluss hat fallen lassen ... Wären wir nicht in einem Supermarkt, mein «Himmuhellanddonnornoremau!» wäre bis an die Omaha Beach zu hören gewesen. Und vor lauter Überraschung vergesse ich sogar ein gereiztes «Gsch itze!» in Richtung Ehefrau. Ohne grosse Worte marschiere ich deshalb mit unserem Herrn Sohn los, der sich plötzlich von seiner anständigsten Seite zeigen kann. Auf dem Weg zum Pier passieren wir ein

grosses Geschäft mit Wassersportartikeln. Im Geiste stelle ich mir vor, wie ich in gut einer Viertelstunde dort einen Verkäufer höflichst bitten werde, sich Sauerstoffflaschen und Flossen zu montieren, um auf dem Grund des Flusses nach einem Schlüsselbund zu suchen. Wie wir zurück bei den Booten sind, da erwartet uns Leandro bereits. Er zeigt, wo ungefähr (...) die Schlüssel zu finden sein könnten. Endlich komme ich dazu, in gepflegtem Berndeutsch und zum Erstaunen mir unbekannter bundesdeutscher «Boots-Anlege-Nachbarn» einen kräftigen Fluch loszuwerden ... Da meine Badehosen sich im Innern des Hausbootes befinden, kommen die Boxershorts zu ungeahnten Ehren. Die Saône ist hier ungefähr 2½ Meter tief und relativ ruhig. Ein erstes Mal tauche ich hinab. Nichts ist zu sehen, gar nichts. Zweiter Versuch, dritter. Im Gedanken bin ich eigentlich gar nicht mehr auf dem Grund des Flusses, sondern längst im Sportgeschäft. «Pardon, vous savez, un porte-clé, s'il vous plaît ...» Beim ungefähr sechsten Versuch, da entdecke ich aber plötzlich öppis Schwereloses im Wasser. Ein Griff nach dem Unbekannten und schon halte ich eine kleine Korkkugel in der Hand. Unser Schlüsselanhänger! Aus lauter Freude kredenzen Christian und ich danach die beste Flasche Rotwein, die sich auf dem Schiff befindet. Was spielt es bei diesem monumentalen Erfolgserlebnis denn schon für eine Rolle, dass der «Château Palmer» ungefähr 28 Grad warm ist? Santé!



# Die Polizei – dein Freund und Helfer

**Auch wenn die Polizei in dieser Realsatire nicht eben schmeichelhaft oder mit einer stehenden Ovation davonkommt: Hier geht es nicht darum, deren Arbeit anzuzweifeln, sondern um ganz etwas anderes. Ich werde nämlich nie verstehen, weshalb es den meisten Zeitgenossen derart schwerfällt, einmal einen Fehler zuzugeben oder sich gar dafür zu entschuldigen. Fällt doch niemandem ein Zacken aus der Krone. Oder eben doch?**

Tatort Basel. Donnerstag, 12. Dezember 2002. Gegen 23:30 Uhr mache ich mich nach Besuch der «Westside Story» auf den Weg nach Hause. Unabhängig von mir auf dem Heimweg: Eine ganze Anzahl von Arbeitskollegen aus verschiedenen Regionen der Schweiz, die das Musical ebenfalls besucht haben. Ausgangs Basel dann die grosse Überraschung: Stau auf drei Spuren. Ungläubiges Staunen, schliesslich ist bald Mitternacht. Klar: Da muss kurz zuvor ein schwerer Unfall passiert sein, denn noch regelt niemand den Verkehr. Ungefähr eine Viertelstunde stehen wir bockstill da, vor uns eine endlos scheinende Kolonne mit roten, im Rückspiegel eine mit weissen Lichtern. Dann, kurz vor Mitternacht geht es im Schritttempo weiter, immer wieder von Zwischenhalten unterbrochen. Auf einmal verengt sich die Fahrbahn, von drei auf zwei Spuren, etwas später von zwei Spuren auf eine. Eine «halbe Ewigkeit» später fährt die Kolonne in einen Tunnel ein – und dort

sehen wir den Grund des gigantischen Staus: Die Polizei aus BL führt eine Crosskontrolle durch. Es ist ganz und gar unglaublich: Weit mehr als eine halbe Stunde – einige meiner Kollegen, so werde ich später erfahren, sogar über 60 Minuten! – sind wir dafür angestanden. Ausgangs Tunnel wird dafür kräftig aufs Gaspedal gedrückt, weil man rasch nach Hause will. Unfallgefahr pur. Liebe Polizei zu BL: Toll!

Am nächsten Morgen, nach nur knapp drei Stunden Schlaf, da beehre ich die PR-Stelle der Kapo Liestal mit einer kritischen E-Mail und der Bitte, zum Vorfall Stellung zu nehmen, und zwar für unsere Personalzeitung. Zwar hat der Autobahnvorfall mit der Migros direkt natürlich nichts zu tun, weil aber viele Kolleginnen und Kollegen betroffen waren, möchte ich daraus trotzdem ein Thema machen. Das alles schreibe ich der Polizei in der nicht eben überschwänglich abgefassten E-Mail (deren Tonfall nach meinem Dafürhalten aber immer über der Gürtellinie bleibt, angesichts des veranstalteten Verkehrszusammenbruchs). Am Nachmittag bereits erhalte ich Antwort vom PR-Verantwortlichen. Seine Beurteilung der Lage möchte ich Ihnen öffentlich 1:1 wiedergeben, kann es mir aber nicht verklemmen, *in kursiver Schrift einige Zwischenbemerkungen zu machen.*

«Sehr geehrter Herr Bornhauser, normalerweise nimmt die Polizei Basel-Landschaft, eines der modernsten Polizeikorps der Schweiz (*PR-Spruch gleich zu Beginn lehrbuchmässig platziert!*), zu derart polemischen Anfragen keine Stel-

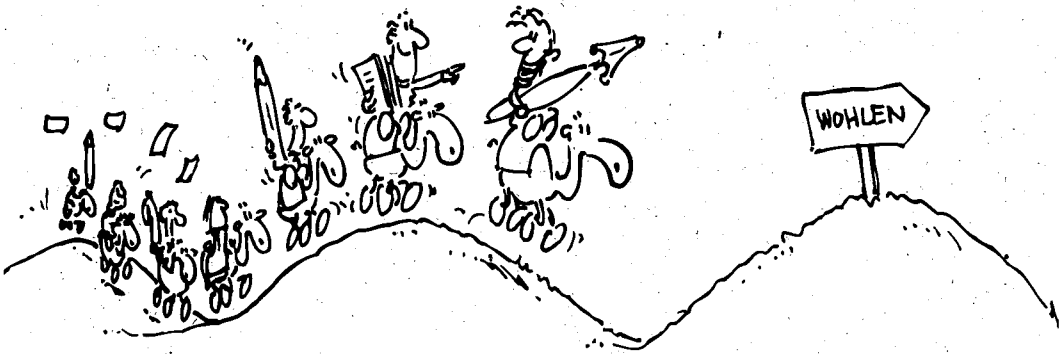
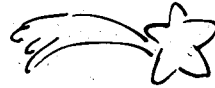


lung. Nur so viel – Ich bin völlig einig mit Ihnen: alle staatlichen Behörden handeln im Auftrage des Volkes. Dies bedeutet einen verhältnismässigen und richtigen Einsatz der Mittel. Was das Handeln der Behörden nicht immer so einfach macht, ist, dass nicht jeder Einwohner einen gleichlautenden Auftrag erteilt. Ich nenne hier den Interessenkonflikt beispielsweise zwischen Eltern mit schulpflichtigen Kindern, die viel mehr Temporeduktionen und Geschwindigkeitskontrollen möchten als es dem einzelnen Automobilisten vielleicht lieb ist. (*Einverstanden!*) In diesem Spannungsfeld bewegt sich die Polizei jeden Tag. Die von Ihnen angesprochenen Kontrollaktionen der Polizei BL entsprechen ebenso einem berechtigten Anliegen der Bevölkerung, nämlich dem Schutz der Verkehrsteilnehmer vor Fahrzeuglenkern, die wegen Alkohol-, Medikamenten- oder Drogenmissbrauch kein Fahrzeug steuern sollten. Diese Aktionen werden derzeit in der ganzen Nordwestschweiz durchgeführt, handelt es sich doch um eine koordinierte Aktion der Polizeikorps BS, BL, AG, SO, BE Stadt und BE Kanton. Diese wurden vorgängig auch über die Medien kommuniziert.

Offensichtlich hat es gestern Abend wirklich ein Chaos ergeben (*sic!*). Allerdings war daran nicht die Polizei mit ihrer Präventionsaktion schuld (*Händewaschen des Pilatus, Ausgabe Dezember 2002*), sondern eine Fehlmanipulation von Bauleuten (...), die in der Galerie tätig waren (*wo bereits gearbeitet wird, da lass' dich ruhig zusätzlich nieder*). Nachts, damit der Tagesverkehr nicht beeinträchtigt wird, die bewirkte, dass alle Ampeln auf rot gestellt waren (*und weshalb ist niemand auf den Gedanken gekommen, diese «Fehlmanipulation» sofort zu korrigieren?*). Und noch etwas: Vielleicht hat diese Aktion und der damit verbundene grosse Stau auch nur einen schlimmen Unfall verhindert, in den z.B. durchaus auch der Verfasser des Mails an Sie hätte verwickelt werden können. (*Mit anderen Worten: Jene Lastwagenfahrer, die bei «Phase rot» in der Schweiz Richtung Italien stecken blieben, sollen den streikenden Zollbeamten in Italien für ihre Arbeitsniederlegung unendlich dankbar sein, schliesslich wären sie, die Lastwagenchauffeure, möglicherweise in einen schlimmen Unfall verwickelt worden.*) Und plötzlich sieht die Welt anders aus ... (*Sy no Frage?*)

Ich hoffe, ich konnte bei Ihnen mit diesen Zeilen Verständnis für die nicht immer einfache Arbeit der Polizei Basellandschaft wecken. (*Logo! Aber was sind diese Bauarbeiter doch für Tüble! Und wie bewundernswert ist doch, angesichts all dieser vieler Interessenskonflikte, die grossartige Arbeit, die die Kapo BL in dieser Nacht geleistet hat.*) Für die bevorstehenden Feiertage wünsche ich Ihnen alles Gute. (*Ich Ihnen auch.*)»

GASTAUTOREN,  
HIER GEHT'S  
LANG!



# Der Experte

Von Hans Häusler, Wohlen

Er kommt, wenn nichts mehr geht. Und er geht, wenn nichts mehr kommt. Dazwischen zelebriert er sein Expertenwissen getreu dem alten Sprichwort «Guter Rat ist teuer». Die Grundlagenarbeit leistet meist der Auftraggeber, die Schlussfolgerungen zieht eine Arbeitsgruppe, und der Experte präsentiert das Erarbeitete attraktiv verpackt als seine Lösung. Überzeugt diese Lösung nicht, liegt's an Grundlagenmängeln oder an kollektivem Arbeitsgruppenversagen. Überzeugt die Lösung, scheitert aber am Vollzug, ist das Kader schwach. Überzeugt die Lösung, kann aus finanziellen Gründen jedoch nicht umgesetzt werden, ist das Finanzmanagement schuld. Wird eine Lösung umgesetzt, die den Betroffenen nicht passt, hat der Auftraggeber die Grosswetterlage erkannt. Versuchen Betroffene eine untaugliche Lösung zurückzukurbeln, werden sie als ewiggestrig und reformunwillig apostrophiert.

Mensch, der die kleinen Irrtümer vermeidet, während er dem grossen Trugschluss entgegentreibt.»



Fazit: Der Experte hat immer Recht. Er kann gar nicht Unrecht haben, sonst wäre er nicht Experte. Expertisen sind in der Regel teuer. Jedoch: Was teuer ist, hat Qualität. Mithin ist der Experte ein Qualitätsgarant. Mehr noch: Ein glücksbringender Visionär, ein begnadeter Reformler, ein Übermensch mit fernseh-gottähnlichen Zügen. Doch merke: Was hat die Welt schon alles erliden und verkraften müssen, nur weil man dem Rat der Experten blindlings gefolgt ist? Wären gesunder Menschenverstand und eigene Überlegungen nicht manchmal hilfreich und von gesunder Bremswirkung? Wie formulierte Stolberg einst doch treffend: «Der Experte ist ein

# Meine Kupplung hängt

Von Livia Anne Richard, Bern

**Ich zähle mich zu der Sorte des weiblichen Geschlechts, bei der die Emanzipation haargenau dort aufhört, wo die Bequemlichkeit anfängt. So habe ich mich zeit meiner Karriere als Lenkerin nie darum bemüht, zu verstehen, weshalb ein Auto funktioniert. «Eifach loufe muess dä Chare» lautet die Devise. (Gleiches gilt übrigens für Computer, Heizungen, Gartengrills, Elektrizität – im Allgemeinen und im Speziellen –, Haartrockner, Mixer oder Fahrräder. Aber bleiben wir beim Auto.)**

Wenn das Auto nicht funktioniert, muss ein hilfsbereiter Zeitgenosse des anderen Geschlechts her, und zwar subito. Der fürsorgliche Blick, den frau unter Anwendung je einer Prise Charme, (gespielter) Verzweiflung und (vollumfänglich echter, was die Sachlage betrifft) Naivität von männiglich erhält, ist hinreissend. Da soll mal einer sagen, es gebe keinen Vater-Instinkt. Spätestens wenn eine Frau mit dem Auto ein Problem hat, regt sich dieser nämlich. Ganz natürlich. Oder missinterpretiere ich da etwas?

Auf jeden Fall: vor kurzem hatte ich – wie schon so oft – ein Problem mit dem Auto. Ein neues Problem, muss ich dazu noch sagen, denn es gibt Probleme, die hatte ich schon mehrmals. Nicht die Lösung dazu, aber ich konnte dann immerhin fachkundig sagen, dass ich das Problem auch schon hatte. Dieses neue Problem aber war ganz, ganz neu: Die Kupplung hing nämlich.

Also, das Problem war dergestalt: Wenn ich die Kupplung drückte, um meinen Wagen zum Beispiel ganz sanft und profihaft aus einem seitlichen Parkplatz gleiten zu lassen, hing die Kupplung plötzlich, und aus dem sanften Manöver wurde ein peinliches Rucken und Zucken, das sich bis in das unfreiwillige Hineindocken in den Vorderwagen erschlottern konnte. Als dies – nach etwa zwei Wochen, in denen ich mich an den neuen Fahrstil fast schon gewöhnt hatte – wieder mal passierte und dummerweise im Wagen vornedran einer am Telefon sass und dann eine Wahnsinnszene machte von wegen «Fahret dir immer mit em Chör, oder was?!», da sagte ich mir: Es muss jetzt etwas gehen, sofort.

Ich fuhr beim Migros-Car-Service in Schönbühl vor, stellte den Wagen vor der Garage ab, ging hinein an die Reception und sagte stolz, weil es mich dünkte, das Problem mit wenigen Worten geradezu fachmännisch auf den Punkt zu bringen: «Mini Kupplig hanget. I sött schnäll öpper ha.» Drei Augenpaare schauten mich verständnislos an. «Pesche, geisch du mal ga luege?», sagte der, der wohl der Boss ist, vielbedeutend.

«Pesche» kam raus mit mir zum Wagen. Ich setzte mich hinein und demonstrierte das Problem eigenhändig, respektive eigenfüssig. (Dieses Vorgehen hatte ich mir angewöhnt, weil es bereits mehr als einmal vorgekommen war, dass «das Problem» schlicht nicht mehr bestand, wenn ein Mann vom Fach es analysieren sollte.) «Pesche» aber sah bekümmert aus. Er meinte: «Das cha natürlech vil si,





da müesse mir ällwäg alls usenand näh. Aber darf ig vorhär no schnäll inehecke?» Jetzt durfte er. Noch so gerne.

«Pesche» hockte sich in den Wagen und drückte die Kupplung. Immer wieder. Er hatte diesen hochkonzentrierten Gesichtsausdruck, den Männer nur haben, wenn sie an einem Auto herummachen. Plötzlich runzelte er die Stirne, wiederholte das Prozedere noch zwei, drei Mal, und dann meinte ich auf seinem Gesicht so etwas wie spöttische Vergnügtheit abzulesen. Er bückte sich und hantierte in nächster Nähe der Kupplung irgendetwas herum. Kam nach zweieinhalb Sekunden wieder hinauf, grinste mich an und sagte: «Dir müesst halt ds Bode-decheli öppe mal chly richte, gueti Frou!»

Kein mechanischer, kein elektronischer Schaden. Das Bodendeckeli war hinaufgerutscht und hatte die Kupplung blockiert. That's it. Ich stotterte tausend Dank und super, wie schnell sie das herausgefunden haben und andere unnötige Peinlichkeiten und schwieg dann nur noch, da ich in «Pesches» Gesichts-

ausdruck erkennen konnte, dass ich jetzt sagen konnte, was ich wollte, der dachte sich seine Sache bezüglich «Frau am Steuer – Ungeheuer» und so weiter und ich konnte es ihm nicht mal verübeln.

Beim ungewohnt sanften Wegfahren habe ich mir im Stillen die Frage gestellt, ob es manchmal nicht doch von Nutzen wäre, wenigstens rudimentärstens eine Ahnung zu haben, warum etwas funktioniert. Und vor allem: Warum nicht.

# Malta in – Lokalradio off

Von Ursula Reinhard, Bern

**Um es gleich vorwegzunehmen: Ich mag Malta, blieb bei einer entscheidenden Reise unverletzt, habe aber (hier) eine Radio-Wunde im Herzen.**

Eigentlich wollte ich euch ein bisschen von unserem Trip nach Malta erzählen. Wie wir beide – Christoph, mein Lebensabschnittspartner, und ich – abenteuerlustig Busfahrten unternahmen, mit allen Risiken und Nebenwirkungen. So zum Beispiel, als ich endlich einem von uns schon fast gekidnapptem Bus entsprang und rief: «La Valletta – ich komme!» – und prompt in einem riesigen Spital landete. Aber das ist eine andere Geschichte ...

Jedenfalls stand ich bei der Ankündigung, dem Winter in Malta ein Schnippchen schlagen zu wollen, völlig polarisierten Antworten gegenüber: Man hat entweder keine Ahnung, oder aber ist Fan. Alle, denen der Name etwas sagte, waren schon hundertmal dort gewesen und gehen weiterhin, alle anderen fragten mich: «In welchem Land liegt das schon wieder?»

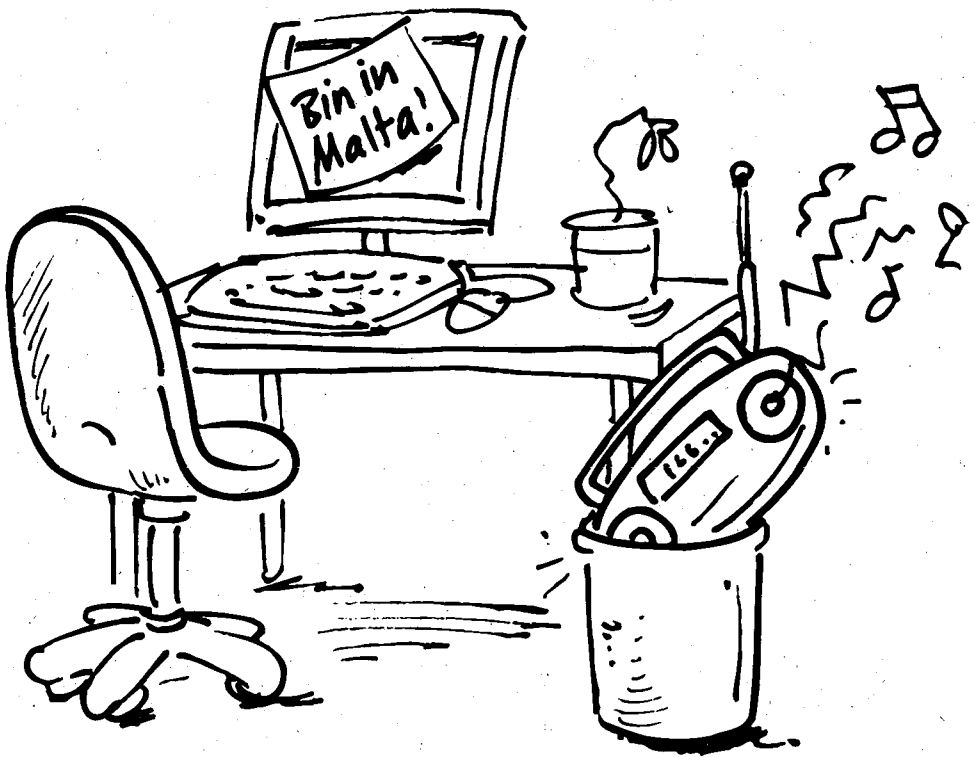
Jetzt bin ich beim Schreiben über das Wort «polarisieren» gestolpert. Ich kenne es noch nicht so lange. Mein Optiker (R.B.) hat es mir erklärt. Das sei, wenn es um das Gefallen ginge, und keiner sage: Na ja, es geht, sondern NeinNein oder JaJa. Aha! Genau wie in der Bibel. Optisch klar. Aber was mache ich nun mit dem Thema «Radio in Bern»? Das ist

mir jetzt eben ein dringenderes Anliegen, als vom überlebten Malta zu berichten (blöde Verwechslung meinerseits der Stadtmauern La Vallettas mit denjenigen des Hospitals von Guardamangia ...).

Beim Radio geht das Polarisieren über das Ohr. Und diesbezüglich steht offenbar die ganze Welt am Nordpol, nur ich hocke am Südpol. Gretchens und Heinrichers, seid ehrlich: Wie habt ihrs mit unseren beiden Lokalradios? Hört ihr euch – wie ich – wieder alle eure alten Kassetten an? Nehmt ihr euch auch wieder die Mühe, CDs einzulegen?

Dieses «Mensch» von Herbertgrönedings tropft mir aus den Ohren. Es mag ja gar nicht schlecht sein, aber wenn es abends (jeden Abend) dreimal kommt, wochentags viermal, dann kriege ich Bibel! So viel zum Slogan: «aber nid gäng ds Glyche». «U immer vieuu Abwächslig», resp. «mit Mixgarantie!», und scheint immer mit Oldies nebst den Hits. Ich kann diesen Kätschöb-Song nicht mehr hören, nicht die ..schkas und wie sie alle heissen. Nicht mal mehr das «Häb's guet» von den Teddybären (oder sonst was mit Samt&Seide).

Zugegeben, die Moderatorinnen und Moderatoren geben sich eine Riesensmühe, den dito Schlamassel zu überdecken: Frischfrommfröhlichfrei sind sie, bis zum Gehnichtmehr («häbetnechgärn!»). Ich frage mich öppe noch, wie die Einzelnen das aushalten. Die müssten alle reif für eine psychische Anstalt sein vor lauter natürlich-künstlicher Aufgestelltheit.



Weil ich die Aussagen nicht akustisch wiedergeben kann, behelfe ich mir in einem Beispiel mit Wörtern in ( ), die immerhin entschieden nicht gesagt wurden: «Verkehrsmeldungen: Auf der A1 haben wir einen (schööönen) Stau, wegen eines Verkehrsunfalls (juucheee!); die Dauer kann (hollderrio) noch nicht abgeschätzt werden.» Immer so fröhlich und zfriede! Wenn das die Kundschaft nicht bei der Stange hält! (Die Opfer sind eh nicht mehr auf Sender.) Aber eben, alle Einspielungen von Hörer-Aussagen lassen mich am Südpol kalt abblitzen: «das beste, geilste Radio», «höre nur Dingsradio», «ist cool» und natürlich der Markus: «bei der Arbeit, beim Autofahren – immer Supermusik», usw. usf. – auch diese «erbetenen» Lobhudeleien nerven. Bitte verschont mich a) davor und gebt mir b) und c) Walter Rhyner zurück – ultimativ!! Für ihn existieren Oldies vor 1992, wie für andere Musikhörersaurier (mich)

auch! «Für euri Ohre isch nume s Beschte guet gnuel!» – Warum bringt ihr es dann nicht, verddddd...atteret noch einmal?

Zwischendurch kommen («no meh Abwächslig!») ganz spannende Ansagen, die immer überfröhlich enden mit: «... grad nach Dämnda!» Wissen Sie, was Dämnda ist? Werbung.

Dämnda-Mensch-Machsguet-Sorry, dass i jetzt nümm cha-Luschtiger Unfall-Dämnda-Wetter-Kätschöb-Bärnerhitparadezumsäüberabstimme-Z'angere vom Grönedings-Dämnda: ich kann es nicht mehr hören!!! Eben, das musste ich noch loswerden. Bevor ich dann einmal etwas vom schönen Malta erzählen kann.

Lebet wohl und loset fern!

# SIE sind überall

Von Peter Steiner, Bern

**SIE sind hinter mir her. Vielleicht ist diese Sommerlektüre meine letzte Gelegenheit, mich an die Öffentlichkeit zu wenden, denn SIE sind mir dicht auf den Fersen. Jetzt muss ich etwas erklären: Von Montag bis Freitag verkaufe ich Senf, damit verdiene ich mein Geld. Ich verkaufe irgendeinen Senf, irgendeinen Senf der gut schmeckt, der aber irgendwie doch nicht zur Cervelat passt, nicht genauso wie die Schweizerfahne zum 1. August. Aus dieser Erkenntnis ist dann dieses heftige Verlangen entsprungen, an einem verhängnisvollen Samstag eine richtige, eine zur Cervelat und zur Schweizerfahne passende Tube Senf kaufen zu müssen.**

Nun wird sicher allen klar: Das gehört sich nicht. Das ist gegenüber meinem Arbeitgeber nicht fair. Unsere Konkurrenz wäre uns deshalb beim nächsten Umsatzvergleich um eine Senftubulänge näher als eigentlich notwendig. Und wenn SIE dann noch wüssten, dass ich ganz alleine daran schuld bin? Nicht auszudenken! Soweit die Ausgangslage: Ich wollte diesen Senf und SIE durften mich beim Tubenkauf nicht erwischen. Genau so hat es angefangen.

Irgendwie erinnert mich das Ganze daran, wie ich damals im jugendlichen Alter von sechzehn Jahren mein erstes Präservativ kaufen wollte. Nicht dass ich eines gebraucht hätte. Nein, es ging damals lediglich darum, dass ich den toten Hirschkäfer in der Hosentasche

endlich durch einen Gummi ersetzen musste, wenn ich im Kollegenkreis weiterhin mitreden wollte. So einfach war das. Und weil SIE mich schon damals im Visier hatten, bin ich tagelang in den benachbarten Ortschaften um Drogerien und Apotheken geschlichen, bis endlich genau die richtige Konstellation eintraf: Keine weiteren Kunden im Verkaufsraum, die Assistentin im Hinterraum, der Chef alleine an der Theke. Trotzdem hat mich der Mut im entscheidenden Moment immer verlassen. So ist bei diesem Vorhaben mein ganzes Taschengeld draufgegangen und die Satteltaschen meines 50-Kubik-Puch waren bis an den Rand vollgestopft mit Rachengold. Die Erlösung kam damals in der Form eines Automaten an der Station Heuwaage. Ich musste lediglich mit dem nötigen Kleingeld darauf warten, bis dass der Wartsaal einmal leer war. An jenem denkwürdigen Abend ist die Birsigtalbahn viermal ohne mich abgefahren. Um 22:36 Uhr endlich bin ich, mit elf Kaugummis und einem Präservativ in der Hosentasche, im hintersten Wagen eingestiegen. In Oberwil habe ich den toten Hirschkäfer aus dem fahrenden Zug geworfen. Ich war endlich erwachsen.

Die heutige Herausforderung ist jedoch um einiges heimtückischer, denn SIE haben in all den Jahren dazugelernt, SIE haben aufgerüstet und SIE nutzen sämtliche Möglichkeiten der modernen Technik. Selbstverständlich bin ich nicht so naiv, dass ich mit meinem Auto in ein Parkhaus fahre, wo SIE mich mit der Videoüberwachung an Hand der Autonomnummer und, beim Betätigen des Knopfs in der Einfahrt, mittels Fingerabdruckscanner identifizieren können. Ich

besitze auch keine Kredit-, Debit-, Kunden- oder Superkarte, denn damit hätten SIE ein leichtes Spiel. Nein, ich bin, weil mich in Zürich niemand kennt, mit dem einzigen Ziel im St. Annahof eine Tube Senf zu kaufen, an jenem Samstag per Bahn in die heimliche Hauptstadt gereist. Dazu habe ich mich extra unauffällig gekleidet, so dass sich später niemand an den Senfkäufer erinnern wird. Ein Blick von der Bahnhofstrasse auf die Eingangspartie des St. Annahofs offenbarte nichts Bedrohliches. Kein Drehkreuz, keine elektronische Diebstahlsüberwachung und auch kein Securitaswächter, gar nichts. Beherzt und so unauffällig wie möglich machte ich mich auf den Weg. Da, völlig unvorbereitet – wuuusch! –, wurde ich von einem Schwall warmer Luft aus einem Gebläse erfasst. Donnerwetter, deshalb also war nichts zu sehen, warme Luft! SIE sind noch viel raffinierter, als ich mir das aus-

gemalt habe. Ist es ein Gas, das hier verströmt wird, oder machen SIE mit meinen Haut- oder Haarpartikeln gerade jetzt eine DNA-Analyse? Und dann sind sie mir aufgefallen, diese grünen Lampen mit der Aufschrift EXIT. Nun kenne ich niemanden, der weiss, was EXIT bedeutet, und ich kenne auch niemanden, der je in einem Warenhaus ein EXIT gesehen, geschweige denn gekauft hätte. Wozu also diese grünen Lampen? Zum Schein ging ich darauf ein und ich fragte eine Verkäuferin nach dem Preis eines EXIT. Warum hat ihr leerer Blick nicht sofort mein Misstrauen geweckt? Diese arme Zürcherin stammelte nämlich lediglich etwas von Ausgang. Im Nachhinein weiss ich dass ich ihre Warnung hätte ernst nehmen und auf sie hören sollen. Hat hier der tot geglaubte Elvis seine Finger im Spiel? Hängt die Verschwörung mit der vorgetäuschten Mondlandung der NASA zusammen, oder wollen Ausserirdische



in Zürich eine Basis einrichten? Ich weiss es nicht, aber es handelt sich bei diesen EXIT-Lampen ganz offensichtlich um ein Komplott, welches nur von jemandem so unerschrockenem wie mir aufgedeckt werden kann.

Was nun folgt, ist hinreichend bekannt, denn unterdessen weiss jeder, dass SIE sich über alle Lautsprecheranlagen der Welt in einer Geheimsprache unterhalten. Deshalb ergeben Durchsagen in Flughäfen, Einkaufszentren und Bahnhöfen nur für Eingeweihte einen Sinn. Ich war also gerade auf dem Weg in die Lebensmittelabteilung, da ertönte in allen Stockwerken gleichzeitig die Meldung: «Frau Graber 1621 bitte.» Rätselhaft? Nein. Graber, graben, buddeln, Untergrund und 1621, ein Teil meiner AHV-Nummer. Das ist ganz klar, hier sind SIE am Werk. Warum sonst würde man diesen Geheimcode benutzen? Das war kein Zufall, meine Tarnung ist aufgefliegen, SIE haben mich entdeckt. Ich rannte in den zweiten Stock. Überall Kameras! Sofort war mir ein Hausdetektiv auf den Fersen. Ich rettete mich über ein Baugerüst auf die Strasse. Der Rest ist schnell erzählt. Ich nahm mir ein Taxi nach Oerlikon, kaufte dort ein neues Bahnbillett und reiste via Baden und Luzern zurück nach Bern. Zu Hause wähnte ich mich in Sicherheit, bis gestern. Gestern lag ein Prospekt von Nestlé in meinem Briefkasten, ohne Absender. In grossen Buchstaben war zu lesen: «Thomy – hier kommt der Genuss». Woher wissen SIE, wo ich wohne? SIE sind hinter mir her und, um ihre Existenz zu vertuschen, vernichten SIE alle Beweise. SIE sind mir dicht auf den Fersen. Hoffentlich ist es mir gelungen, mit diesem Bericht möglichst vielen Menschen die Augen zu öffnen. SIE

sollen merken, dass SIE entdeckt wurden. SIE sollen wissen, dass ich SIE durchschaut habe. Diese Verschwörung muss aufhören. Lassen Sie Ihre Kopie von «C'est la vie!» nicht unbeaufsichtigt auf einem Liegestuhl oder in der Nachttischschublade liegen. Dort werden SIE als Erstes suchen wenn SIE zu euch kommen, um die Seiten 59–60 herauszureissen.

# Aberneidochodr Friedeischwi chtigud Amissisodummumirsi sogschid!

Von Matthias Mast, Ittigen

Gastautor bei Bo, zum Dritten, bei «That's life»! Eigentlich wollte ich wie immer mit grossem Vergnügen ans Schreibwerk gehen, doch jetzt, nach Bo's, von schlaflosen Nächten begleiteten, qualvollem Unbennungsritual in «C'est la vie!», quälen auch mich fürchterliche Gedanken: In welcher Sprache soll ich denn meinen bescheidenen Beitrag verfassen?

Deutsch? In der Sprache des Führers wurden die Befehle für die grössten Verbrechen der Menschheitsgeschichte geschrieben und geschrien, Vernichtungskonferenzen protokolliert, Zug-

transporte nach Auschwitz organisiert. Italienisch? Der Duce lässt grüssen. Nachfolger Berlusconi ebenso. Französisch? Nach dem Algerien-Gemetzel, unmöglich, und seit Chirac das Atombomben-Testprogramm (Remember Alain Suter & Co mit «Stopp Chirac»?) wieder voll aktiviert hat: Impossible! Russisch? Stalin-Verbrechen, Archipel Gulag, Afghanistan und Tschetschenien ..., mir wird übel.

Ich hab's! Ich schreibe Europäisch. Das hat zwar den Nachteil, dass es niemand versteht, doch wenigstens tönt es gut. Doch halt! Europäisch, das gibt es ja gar nicht. Schroeder und Chirac kommunizieren deswegen per Dolmetscher oder in Englisch, scheint's ... Also schreibe ich nicht! Ich singe! Für Bo, einen seiner Lieblingssongs, eben von Frank Sinatra, «That's Life!».

Thats what all the people say / you're riding high in April, shot down in May / but I know I am gonna change ... / back on top in June. / I said «That's life ...» (und weiter). Some people get their kicks stopping on a dream but I don't let it get me down ... (und weiter). I have been up an down and over and out and I know one thing: Each time I find myself lying flat on my face, I just pick myself up and get back in the race.

That's life!



# Von Zeitdieben, Daumen-Parcours und fehlenden Tränen

Von Daniel Kästli, Burgdorf

Carpe diem! Da nehme ich das «1x1 des Zeitmanagements», ein handliches Büchli, extra in die Skiferien mit und lasse mich – jeweils auf Kosten der letzten Bergfahrt, aber bei einem feinen Hauskaffee – in die Geheimnisse des effizienten Arbeitens einweihen. Seither weiss ich: «Heute ist der erste Tag vom Rest meines Lebens.» Na toll. Der beginnt nämlich nach den Ferien gleich mit einem derart grossen Berg von Mails, dass sogar der Systemadministrator fünfmal – und mit hoher Priorität – die Mitteilung schickt: «Your mailbox is over its size limit!» So geht bereits an diesem Morgen meine erste gesetzte Zeitinsel wörtlich in der Flut von neuen Nachrichten baden. Vorsätze ade, welcome in reality! Frei nach Eisenhower (es gab tatsächlich US-Präsidenten, die der Nachwelt etwas Konstruktives überlassen haben!) versuche ich Wichtiges vom Dringenden zu trennen und Banales zu löschen. Während sich die Mailbox und, parallel dazu, die Druckerpatrone langsam leert, wächst der Papierstoss auf dem Schreibtisch bedrohlich an. An die Mär vom papierlosen Büro hab ich eh nie geglaubt.

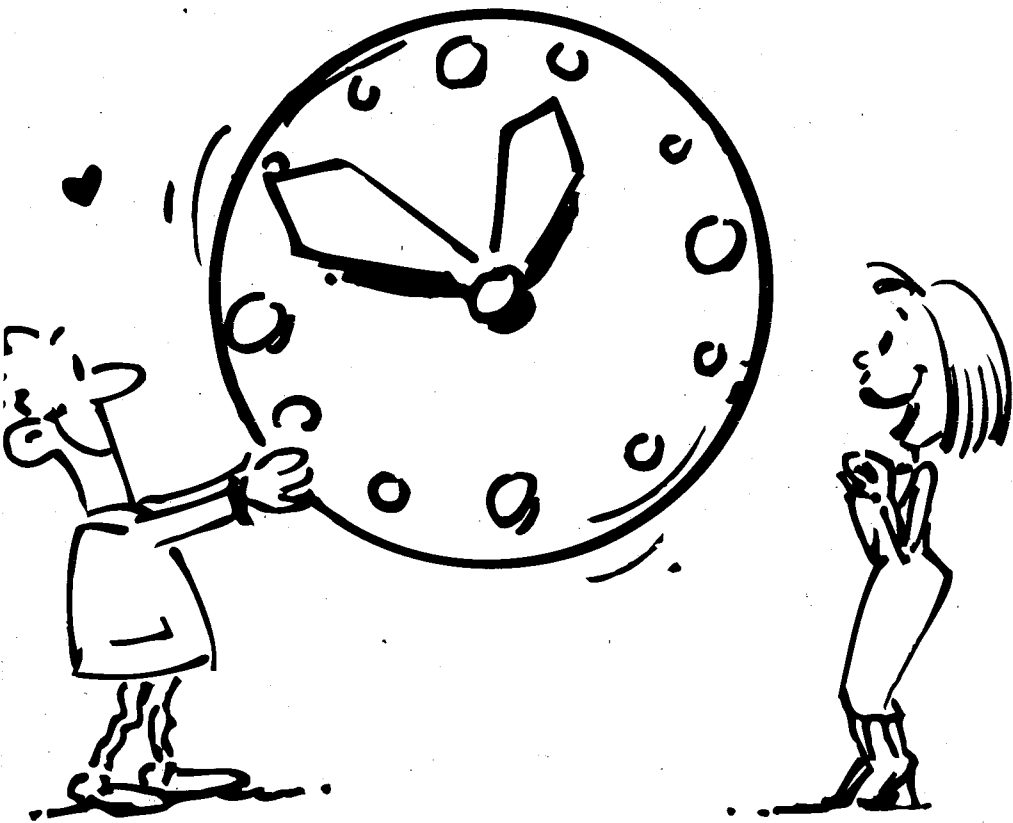
Haben Sie's auch schon bemerkt? Emails werden heute nach dem alten Metzger-Motto «Darfs es bitzli meh sy?» geschrieben. Ich bin überzeugt, (fast) jedes Mail, welches mit mehr als einem Bildschirm voll Text daherkommt, ist zu lang. Attachments? Oftmals überflüssig! Was

wir anderen in die Mailbox schieben, sollte zuvor folgenden einfachen Test bestehen: Würde ich das alles ebenfalls abschicken, wenn ich es von Hand schreiben müsste? Falls nein: «Delete!», und zwar subito!

Ich finde: Limiten erleichtern das Leben. Bei SMS-Mitteilungen muss alles in 160 Zeichen gepackt werden. Und es funktioniert! Hat nicht kürzlich «Superstar» Alex seine Beziehung via SMS beendet? Wie praktisch! Platz für ausführliche Erklärungen fehlt und gleichzeitig müssen nicht noch lästige Tränen getrocknet werden. Clean Relations Management! Vieles wird leichter. Convenience überall, einfach und zeitsparend! In Handys sind entsprechende Vorlagen für jede Lebenslage bereits gespeichert. «Herzliche Glückwünsche zum Geburtstag von xxx.» Nur noch der Name muss eingetragen werden. Fertig! Auch Verspätungen sind heute gesellschaftsfähig. Vorlage 2 hilft dabei: «Ich werde mich um xx Minuten verspäten.» Eifach gäbig.

Kürzlich war im «Brückenbauer» zu lesen, dass Jugendliche heute Dinge mit dem Daumen erledigen, wofür wir früher noch den Zeigefinger benutzten (wie um Himmels Willen kriegt man nur den Daumen ins Honigglas, geschweige denn in die Nase?). Die natürliche Evolution ist dem Tempo der Neuzeit nicht mehr gewachsen. Es dauerte Epochen bis zum heutigen Homo sapiens. Aber in nur wenigen Jahren war die «Thumb Generation» geboren. Als Folge des intensiven Daumengebrauchs tauchen jedoch neue





Krankheiten auf: Sehnenscheidenentzündungen im Daumenbereich oder medizinisch korrekt «Text Message Injuries.» Eine britische Studie kündigt sogar eine TMI-Epidemie an. Eine weitere Überreaktion der Inselbewohner? (Damit bin ich auch mein zweites politisches Statement losgeworden). Präventiv empfehlen besorgte Chiropraktiker einen neu entwickelten Vita-Parcours gegen diese SMS-Wehwehchen. Der geht so: Man hebe und senke, drehe und beuge den Daumen und wiederhole das Ganze – am besten zum Rhythmus seines Liebling-Klingeltens. Aber bitte nicht in Grossraumbüros praktizieren! Wetten dass,

Daumendrücken schon bald als neue olympische Disziplin aufgenommen wird?

Die Zeiten ändern sich, doch eines bleibt gleich: Zeit ist das Kostbarste, was man ausgeben kann. Darum: Carpe diem – Nütze den Tag!

# «Is des ein G'schnas oder so was?»

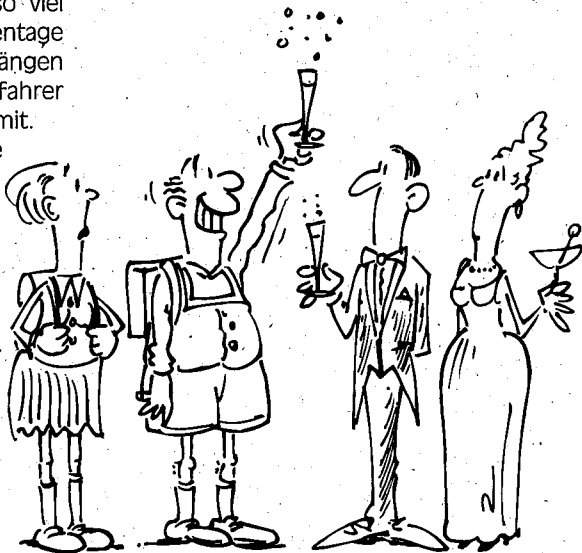
Von Renate Hochmeister, Wien

**In der letzten Ferienlektüre («TohuwaBOhu», 2002) hat das Schweizerland miterleben können, wie sehr mein Gatte Manfred ein zerstreuter Professor ist, beides im wahrsten Sinnen des Wortes. Und obwohl Hochmeisters in Wien in den letzten zwölf Monaten das eine oder andere Episödchen erlebt haben (kein Wunder, mit drei Kindern...), möchte ich für «C'est la vie!» zwei Intermezzi von Freunden zu Papier bringen. Schadenfreude soll ja bekanntlich die schönste aller Freuden sein.**

Paul ist ein guter Freund, und bekannterweise ein ausgewachsener Chaot. Musste Paul also einen Termin in Italien wahrnehmen. Nun eignet sich Italien bekanntlich auch für das «Dolce vita», was in unserem speziellen Fall so viel heisst, dass Karl noch einige Ferientage an seinen Reportageauftrag anhängen wollte. Als begeisterter Radfahrer musste natürlich auch sein Velo mit. Wieder einmal ist er spät dran, wie meistens. In letzter Minute wird alles für die Italien-Reise Notwendige in den Kombi geworfen: Laptop, Aktenkoffer, Reisetasche, Rad und Rucksack. Unter Missachtung verschiedener Verkehrsregeln düst er zum Bahnhof, stellt den Wagen ab, packt alles aus und rennt mit dem ganzen Huckepack zum Ticketschalter, um wirklich in letzter Sekunde auf den abfahrtsberei-

ten Zug aufzuspringen. Erschöpft, aber überglücklich, «es» wieder einmal doch noch geschafft zu haben.

Paul macht es sich im Abteil bequem. Da in Wien noch keine weiteren Reisenden ins Abteil zugestiegen sind, kann er sich ruhig ausbreiten und Ordnung schaffen (...). So soll auch der Autoschlüssel von der Jackentasche in den Aktenkoffer versorgt werden. Innert Sekunden wandelt sich Paul zum ..... Der Schlüssel bleibt unauffindbar, sämtliche Schweißsporen öffnen sich gleichzeitig. Klar doch! Der Schlüssel steckt noch im Zündschloss; die Hecktüre steht noch offen und das Auto im Parkverbot (Sie, liebe Leserinnen und Leser, werden das alles, als ordnungsliebende Zeitgenossen, nicht nachvollziehen können, aber solche Zwischenfälle gehören zum ganz norma-



len Alltag eines anerkannten Chaoten ...). Was nun? Die Fahrt nach Italien gestaltet sich zu einem einzigen Albtraum, zumal Paul vergessen hat, sein Handy mitzunehmen. In Gedanken spielt er alle möglichen Varianten durch, inklusive das Klauen des Autos durch Banden, die es unverzüglich ostwärts verschieben. Als er sechs Stunden später am Ziel ankommt (...), da eilt er direkt zur Bahnpolizei. In seinem «Italienisch für den Hausgebrauch» versucht Paul den hämisch-mittleidig grinsenden Carabinieri zu erklären, was sich in Wien alles zugetragen hat ... Nun, es hat für Paul doch noch ein Happy-End gegeben. Denn: Ein im wahrsten Sinne des Wortes aufmerksamer Freund und Helfer hat den Ernst der Situation erkannt, die Hecktüre geschlossen, den Wagen auf einen gebührenpflichtigen Parkplatz gefahren und einen Bussenzettel unter den Scheibenwischer gesteckt, mit dem Hinweis, wo der Fahrzeughalter seinen Schlüssel abholen kann.

Peter wiederum, auch ein Freund unserer Familie, bekommt von einem Bekannten vier Tickets für einen Ball geschenkt. Nun gibt es in Wien verschiedene Arten von Bällen. Also erkundigt man sich. «Is des ein G'schnas oder so was?», will Peter von seinem Gönner wissen. (Zwischeninfo an die Eidgenossenschaft: Unter «G'schnas» versteht der Wiener eine Art Kostümfest.) Der Spender bejaht, «so etwas in der Art.» Alles scheint klar, Peter macht sich – zusammen mit seiner Frau und einem befreundeten Ehepaar – auf die Suche nach einem passenden Kostüm. Nun müssen Sie noch Folgendes wissen: Peter & Co. sind alle um die 65 herum. Was für eine Gaudi also, als man sich entschliesst, wie die Schulbuben aufzutreten: Matrosen-Look, kurze Hosen, Schülertornister, Kniestrümpfe, Lack-

schuhe. Leider ist mir nicht bekannt, ob die beiden Damen auch auf Girlies gemacht haben, aber das tut eh nichts zur Sache an sich.

Der Abend des Balls, des «G'schnas», kommt – und mit ihm die vielen Geladenen. Auch unsere vier Helden stehen bei der noch schwach frequentierten Garderobe an. Neben ihnen eine Dame, die ihren Pelzmantel zum Hüten gibt, im langen Ballkleid. «Die tritt vermutlich als Gräfin auf», geht es Peter durch den Kopf. Und eine nächste Lady vermutlich als Vamp, derart durchgestylt kommt sie daher. Fröhlich macht sich dann auch unser Quartett in kurzen Hosen und Schülertasche auf dem Rücken auf den Weg in den Ballsaal, um dann dort Augenblicke später festzustellen, dass sämtliche Herren im Frack oder Smoking, ihre Begleiterinnen in eleganten Ballroben herumstehen. Was für ein Debakel! Peter und Gesellschaft jedoch sind nicht auf den Kopf gefallen. Via Taxi lassen sich unsere Schülerinnen und Schüler nach Hause chauffieren, um sich Tempo Teufel umzuziehen, um dann *comme il faut*, wie die Romands – Irrtum vorbehalten – zu sagen pflegen, eine Stunde später am Ball teilzunehmen. Wie heisst diese Ferienlektüre doch gleich? C'est la vie!

# «And The Winner is... Beat Sigel!»

von Beat Sigel, aufgezeichnet von Thomas Bornhauser

In «TohuwaBOhu», dem Ferienbüchli des vergangenen Jahres, da habe ich darüber geschrieben, wie Beat Sigel, der die Karikaturen zu meinen Kurzgeschichten zu Papier bringt, ständig irgendwelche Wettbewerbe gewinnt: Letztes Jahr konnten er und seine Frau der Welturaufführung von «Jurassic Park III» in Hollywood beiwohnen, inmitten der Stars, zuvor hatte er Florida-Ferien gewonnen, war bei einem Stones-Konzert in Chicago, hat Eric Clapton «privat» getroffen und, und, und. And the show goes on.

«Morgen bin ich in Zürich, beim Finale für den Rolling-Stones-Wettbewerb», lässt Beat so beiläufig verlauten, wie Monika und ich bei ihm und Ursi zum Nacht eingeladen sind. Beat und Wettbewerbe, das verlangt nach weiteren Erläuterungen, zumal ich null Ahnung habe, worum es geht. Also: BLICK und DRS3 haben zusammengespannt und werden es nun zwei Personen ermöglichen, zu einem Stones-Konzert nach New York zu fliegen. Aus Zehntausenden von Interessenten, die vorab das richtige Lösungswort eingesandt haben, wurden 50 ausgelost, die sich nun in der Limmatstadt um das begehrte Ticket streiten dürfen. Challengers, watch out! Beat Sigel is on his way too! En garde!

Am nächsten Tag im «Zic Zag» Zürich. Die 50 Leute, die ausnahmslos giggerig auf das Stones-Konzert in New York sind, haben sich allesamt eingefunden. Von



der Jury erhalten sie nun die Gretchen-Frage gestellt, samt Papier und Bleistift: «Weshalb sollten wir ausgerechnet dich zum Stones-Konzert nach New York schicken?» Die Argumentation gilt es in wenigen Sätzen aufzuschreiben. «Schreiben?», geht Beat durch den Kopf, «das überlasse ich lieber dem Bo. Ich konzentriere mich auf meine eigenen Fähigkeiten mit Papier und Bleistift.» Und so macht sich unser Cartoonist ans ... Zeichnen. Im Laufe der nächsten Minuten entsteht auf dem Papier ein durchgeknallter Stones-Fan – Beat himself, wie er leibt und lebt –, der zu Songs von Jagger & Co. zu hyperventilieren beginnt, bis er dann bei «19th Nervous Breakdown» stoned (...) auf den Boden knallt. Darunter steht einer meiner Lieblingsbemerkungen: «Sy no Frage?» Gopf, ich habe Beat ja ganz zu fragen vergessen, ob er das als «Any more questions?» hingekritzelt hat.

Sie ahnen richtig, was jetzt kommen wird, kommen muss: Der glückliche Gewinner des Wettbewerbes heisst ... genau! Sofort wird Beat umringt. Für DRS3 darf er sogleich sein Debüt als Sänger geben und «It's only Rock'n'Roll but I like it!» ins Mikrofon trällern. Kommentar der Moderatorin, nach der offizi-

ellen Übertragung an die geschockte Nation: «Zeichnen kann er ja phänomenal, aber singen überhaupt nicht.» Da gibt es doch glatt Parallelen zu einem gewissen Daniel Küblböck aus Bayern.

Nächste Station: Zürich Unique Airport (oder so ähnlich). Ursi und Beat sind gespannt, was alles, an zusätzlichen Sicherheitskontrollen ansteht vor dem Abflug. Und siehe da: Abfliegende Passagiere werden tatsächlich in die Menge genommen und erhalten jene Fragen gestellt, die EL-AL-Fliegende schon seit bald 40 Jahren beantworten müssen. Zum Schluss zeigt man unseren beiden NYC-Reisenden Fotos von Nagelscheren und von Taschenmessern: «Haben Sie solche Waffen dabei?» Ursi und Beat können verneinen und aufatmen. Vor dem Abflug mit American Airlines – sind die nicht pleite? – dann noch der Gang durch den Metalldetektor. Beat scheint durch und durch clean, Ursi hingegen muss zur Seite und strippen (He, Ursi! Ich wusste gar nicht, dass du so gfürchig aussiehst ...)

Ich darf Ihnen öppis verraten: Beat fliegt ungefähr so gerne, wie ich ein Bild korrekt aufzuhängen versuche. Panik. Und so versucht er sich im Flieger dann und wann mit einem kleinen Spaziergang die Zeit zu verkürzen. Einmal, hoch über dem Atlantik, da bemerkt er einen Rabbi, der mit wippendem Oberkörper betet, was das Zeugs hält: Nun, der Arme wird vermutlich noch mehr Angst als Beat haben. Erst als Beat bemerkt, dass der Rabbi vor einer verschlossenen WC-Türe steht, geht unserem Berner ein Licht auf ... Für die Chroniker unter Ihnen: Der Flug verläuft ansonsten ohne nennenswerte Zwischenfälle, sieht man vom Umstand ab, dass die amerikanischen Flugbegleiter noch nicht ganz sattelfest in Deutsch sind: «Bitte versauen Sie ihr

Handgepäck und bleiben Sie angeschanzt sitzen, wir werden kurz landen!» Verwirrung total dann auf dem JFK-Airport: Beim Kontrollblick, ob irgendwo ein einsamer Koffer rumsteht, der den Behörden gemeldet werden muss, da entdecken Beats Blicke auch fünf Rabbis, die in einer Reihe mit wippenden Oberkörpern gegen eine Wand beten. Ob Beat den Herren den Weg zu den Restrooms gezeigt hat, entzieht sich meiner Kenntnis.

Vor dem Terminal werden die Sigels von einer gigantischen Stretchlimousine erwartet und von dort aus in die Stadt gefahren. Innenraum selbstverständlich mit Bar, TV und Zigarren-Humidor (als Zigarrenkenner wird das Beat zu schätzen gewusst haben). Unsere beiden Landeier kommen sich wie Sharon Stone und Michael Douglas vor. Der Rest des Aufenthaltes ist rasch erzählt: New York, The Big Apple, erweist sich als eine fantastische Stadt, das Konzert der Stones im Madison Square Garden ist mega (Beat live auf DRS3: «Mit einem Orgasmus zu vergleichen!»). Die Freizeit verbringen Herr und Frau Sigel vor allem mit Shopping. Liebenswürdigerweise kaufen sie Ihrem Schreiberling auch eine Baseball-Mütze, im Wissen, dass er Yankees-Fan ist. Als Sport-Desinteressierter postet er eine wunderschöne Mütze der New York Mets, den Erzrivalen der Yankees (Beat, das hesch doch äxtra gmacht, zum mi ärgere!). Die Rückreise verläuft prima, und Ursi darf vor dem Abfliegen nochmals diskret strippen (wirst du eigentlich steckbrieflich gesucht?). Darf ich husch eine Wette mit Ihnen eingehen? Das hier wird nicht die letzte Story über einen Wettbewerb sein, den Beat gewonnen hat resp. noch gewinnen wird ...

# Der Karl-Lagerfeld-Diät sei Dank ...

**Ich weiss nicht, wie oft ich in den vergangenen Jahren den Versuch unternommen habe, abzunehmen. Die Sache ist vermutlich mit dem Wunsch zu vergleichen, das Rauchen aufzugeben: Macht es im Kopf «Klick!», dann ist es womöglich die einfachste Sache der Welt, ohne dieses «Klick!» aber hoffnungslos. Wie auch immer: Vor 18 Jahren habe ich, seinerzeit begeisterter Marlboro-Kettenraucher, die letzte Zigarette ausgedrückt. Und jetzt stand das Vorhaben an, zwanzig Kilogramm abzunehmen.**

Während unserer Herbstferien, da hatte ich plötzlich die Nase voll: Mit meinen 120 Kilogramm – bei 195 Zentimeter Körpergrösse – war ich definitiv zu unbeweglich geworden, ein richtiger Flutenprinz, wenn ich in den Pool sprang, mit entsprechendem Wellengang. Tüpfchen auf dem i war ein Spruch unseres Sohnes, Patrick (12), der Mama & Papa einmal beim Rock'n'Roll zugeschaut und dann sec bemerkt hatte: «Papa, du tanzisch no cheibe guet für dini Masse.» Aus, Amen. Gnadenschuss. Ich gab mir ab 12. Oktober bis zum 20. Dezember Zeit, um auf 99,9 Kilo zu kommen; ein Gewicht, das ich seit unserer Hochzeitsreise vor sechzehn Jahren nie mehr auf die Waage gebracht habe. In zehn Wochen musste das doch zu schaffen sein.

Der grandiose «Klick!» kam wie gesagt während unserer Herbstferien in Spanien. Dort kaufte ich mir tagesaktuell ab

und zu die BILD-Zeitung (und lernte dabei den BLICK schätzen). Thema waren Naddel F., Verona F., Dieter B. sowie Karl Lagerfeld; Letzterer, weil er mit einer Spezialdiät innert eines Jahres 42 Kilo abgenommen hatte. Zwar finde ich alle vier Genannten hoffnungslose Fälle, aber die 3D-Diät von Lagerfeld imponierte mir irgendwie, weil sogar dann und wann Rotwein gestattet ist. Und so begann ich sofort nach unserer Rückkehr à la Lagerfeld zu leben, zumindest gastronomisch: Kohlenhydrate via Vollkornbrot, Molki-Produkte und Pepsi in der Light-Variante, Geflügel/Fisch/Kalbfleisch à discrétion, die meisten Früchte und Gemüse sowieso. Teigwaren, Reis, Trauben und Bananen hingegen waren tabu. Guetzi und Schoggi leider auch.

Öppis war hochinteressant: Schlanke Zeitgenossen fanden mein Vorhaben zwar recht ambitiös, sie motivierten mich jedoch, die Sache durchzuziehen. Die meisten Leute der Kategorie «Schwer- bis Superschwergewicht» hingegen warnten eindringlich und ausdrücklich davor. Mit den Argumenten liesse sich ein ganzes Buch füllen: Ja nicht ohne ärztliche Aufsicht; «Das-haltisch-du-sowieso-nid-düre», der Yoyo-Effekt sei vorprogrammiert; die Sache an sich höchst ungesund, gefährlich gar; Lagerfeld ein Idiot, sein Arzt sowieso; die Ernährung zu einseitig; die 120 Kilo bei 195 Zentimeter doch normal (...); der Kreislaufkollaps unausweichlich undsoweiterundsofort. Ich liess mich jedoch nicht beeindrucken und machte stur weiter, nicht zuletzt deshalb, weil besagte 3D-Diät erstaunlich viel zulässt und alles andere als langweilig ist. Vor allem aber: Ich hatte nie Hunger,

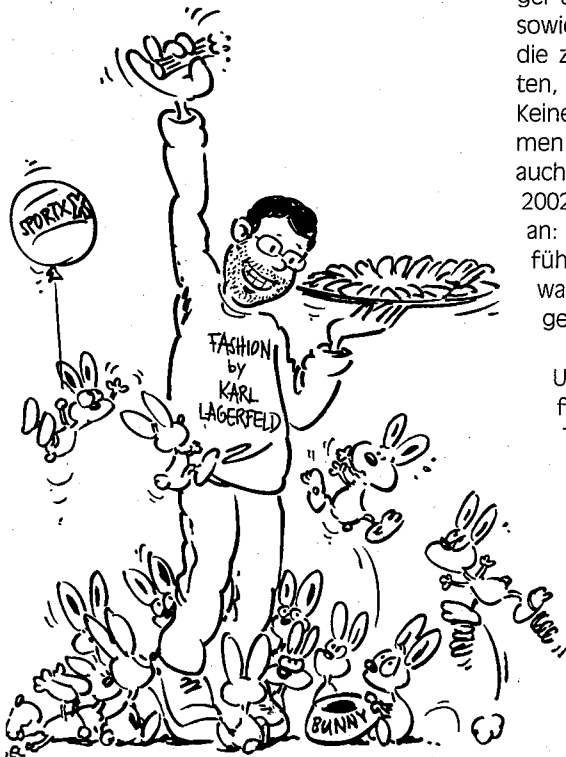
futterte den ganzen Tag, allerdings eben Äpfel statt gluschtige Züpfe-Sandwichs. Und: Ich war nie müde, hatte anscheinend auch keine schlechte Laune. Sagen jedenfalls meine Kolleginnen und meine mich liebende Familie.

Um einem drohenden Muskelschwund zuvorzukommen, da habe ich parallel zur Diät mit Bauchmuskeltraining angefangen (fürchterlicher Muskelkater zu Beginn inklusive), das Joggen intensiviert (Achillessehnenentzündung kaum der Rede wert) und mir auch einen Expander für den stählernen Thorax samt prächtigen Bizeps gepostet (ob die Ellenbogenentzündung wohl von der ungewohnten Beanspruchung herrührte?). Wie auch immer: Am 8. November, vier Wochen nach' Beginn der Kur, zeigt die Waage noch 108,3 Kilo. Und erst zu diesem Zeit-

punkt werde ich erstmals von Aussenstehenden schüüch gefragt, ob ich eigentlich abgenommen hätte. Merke: Ob 120, 115 oder 110 Kilo, das sieht man mir offenbar nicht an ...

Klar, da ich mein Leben der Übung wegen nicht komplett umstellen konnte, da ergab es sich, dass auch kleinere und grössere Parties angesagt waren. Aber selbst bei solchen Gelegenheiten kann man sich helfen: Anlässlich des Eröffnungs-Apéros im sportXX an der Berner Marktgasse, da putzte ich zum Beispiel fast im Alleingang den Sellerie und die Rüebli weg, die zum Dippen bereit lagen (siehe Karikatur), verachtete aber die Sössli. Und nach einer Sitzung auf dem Gurten, da staunten Walo Hänni (Gemeinderat Köniz), Therese Frösch (ebensolche in Bern) und andere, dass sich Bo weniger um das Bündner- und Walliserfleisch sowie den Käse auf den Platten denn um die zur Dekoration vorhandenen Tomaten, Gürkli und den Peterli kümmerte. Keine Ahnung, weshalb ich den Kosennamen «Chüngu» zugeteilt erhielt ... Wie auch immer: Am Freitag, 20. Dezember 2002, zeigte die Waage folgende Zahlen an: 98,8. Apropos: Beim Joggen, da fühle ich mich inzwischen wie ein Lastwagen, dem man den Anhänger ausgekoppelt hat.

Und für alle, die daran/an mir zweifeln würden (pfui, pfui ...). Heute, am Tag des «Gut zum Druck» dieser Ferienbroschüre, Ende Mai 2003, da wiege ich noch immer bloss 97 Kilogramm. Und mein legendärer Bart ist auch nicht mehr ... What a feeling!



# Dear International Olympic Comitee IOC!

**Demnächst geht es um die Vergabe der Olympischen Winterspiele 2010. Ich meine: Bern muss sie haben! Sie doch bestimmt auch, nicht wahr? Vorsichtshalber und im Sinne einer Ausnahme schreibe ich diesen Offenen Brief – sicher auch in Ihrem Namen! – an das IOC deshalb in englischer Sprache.**

Gentlemen!

Maybe you don't no: Bern is the main city of Switzerland – not Stockholm – and Mister Tregarden is the President of Bern. We have many Presidents in Switzerland but no King except Rolf König who is President at the Witzwil county jail and a good friend of me. Bern is now official candidate city for the Olympic Wintergames in 2010. Wow! Before a few weeks at the pre-erections we batted sogar Pyongchang. Cool! Even if I don't no wheré Pyongchang lays. Is it the main city of North Korea? Did you no übrigens that it gives three Koreas? Yes, yes. North Korea, South Korea and Korea Tabs.

Dear friends in the IOC, it is very, very important that Bern becomes the Games! This also says Äläxändär Tschäppät who be will President in 2010. Mrs Zölch means that too! She is a Swiss USP, like Barbie is one in America. Do you no her? And do you no that the Wappentier of Bern is a bär, a bear? Yes, that is true! And we are very, very proud of it, jawohl! Today the bär even walks over official city

paper again. He can do that because he has friends like the fox, the rabbit and the mousely. They look very good to him, because they don't care about the real problems in Bern. Seich! With this indiscretion I don't want to make the possibilities of Bern as Olympic City smaller as they are sowieso. Forget about the fox, the rabbit and the mousely!

We have only one major problem in Bern (the major problem is sicher nid the mayor, even if some people say so): Unfortzüschnittli in February we have nämlech selten snow, but a lot of pflotsch. That can be funny too. At the moment we have a great financial pflotsch at the Expo.02. And what for one, you would never believe! But everybody goes to look and is happy. This is Switzerland live! In poor Germany they have a Mister Gysi who isch uf d'Schnurre gheit as wie say in Bern because of stupid things like Lufthansa kilometers, but fortzüschnittli Switzerland and Swiss are very different. Yes! Maybe Mister Steinegger will sogar become Swiss President, because nothing matters in this country. Who cares? So you can very good give Bern the Games. That comes in every case good!

We have very, very important people (VVIP) that say Bern wants the Games. Mister Portmann and Mister from Weissenfluh! Coming President Tschäppät says from the Plakat: «For green Games: Bern!» (because we selten have snow). Anyway, sure is for Olympia 2010 only: Back to the roots, keep it simple and vor allem cheap! Our Swiss militär will be happy to support the Games with field



# UNCLE SAM...



# ...WANTS YOU FOR THE ARMY

beds, wullendecks and gamells. This will be very, very big goodwill for President Sam Smith! Former President Adolf Ogi (Ogi means «**O**lympic **G**ames **I**nterlaken») doesn't want to say anything for 2010. You no: burned kids are afraid of fire. He was fried by the Olympic fire three years ago. But, please! He is too a VVIP in Switzerland and also Sportbotschafter for Mister Annan in the UNO where we are new member, so you must invite him early for the Eröffnungsparty in 2010. Maybe already tomorrow, not that he becomes muff again. Many other VVIP will help Bern in 2010! Bernhard (no dog) Russi (no Russian) will build a downhill course near Sion 2006 and report for Swiss TV, together with his friend Bern-

hard Thurnherr. Bernhard & Bernhard always call up the Schweizer Illustrierte when they are at home, so that Switzerland can enjoy their very, very important stories!

Because Bern has selten snow in February, the skidriviers will go to the Wallis. But Prince Albert of Monaco (they also have selten snow in Monte Carlo) can stay in Bern with his bob friends. Yes! The Organsiationskomitee will bring a bobbahn to the Gurten and the Gurtenbahn will bring the bobs again up. Maybe Monaco can even use the bobbahn if Prince Albert wants the Games

2014. But this you must no: He will not have it easy! If Bern will not win the showdown in Prague next summer, it makes nothing. After Sion 2002/2006 and Bern 2010, in 2014 Chuderhüsi will candidate!

(Dieser Offene Brief wurde vor jener Abstimmung veröffentlicht, an der das Berner Volk die Kandidatur «Bern 2010» indirekt den Bach runter geschickt hat.)

# Wenn Urs und Thomas nachts über die Autobahn laufen ...

**In letzter Zeit ist vermehrt über Bemühungen zu lesen, dass die beiden Korea normale Beziehungen anstreben. Dieser weltpolitische Spagat erinnert mich an zwei Reisen nach Panmunjom, einer Wellblech-Barackensiedlung im Niemandsland zwischen den beiden Korea; wo Polen, Tschechen, Schweden und Schweizer die Waffenstillstandsüberwachungskommission bilden. Es waren zwei, wie Sie sich leicht werden vorstellen können, nicht ganz alltägliche Besuche.**

Wussten Sie, dass die Schweiz einen General in Amt und Würden hat? Geht so: Weil seine drei Kollegen aus Polen, der Tschechei und aus Schweden Berufsgeneräle sind, da will ihnen der Schweizer Vertreter seit 1953 gleichgestellt sein. Woher in Friedenszeiten aber einen General nehmen, wenn nicht stehen? Und deswegen einen Feldzug in Richtung Liechtenstein anzetteln? Wohl kaum. Also trägt der Schweizer Delegationsleiter der Neutral Nations Supervisory Commission NNSC in Korea (Voraussetzungen: Diplomat und Offizier) unter der Schirmherrschaft der UNO eine wunderschöne Fantasieuniform; mit allerhand Kräutern um den Hut, mit silbernen Sternen auf den Achseln, mit schwarzen

Doppelstreifen an den Hosen. Dekoriert ist er mit dem Titel eines «Major Generals». Mein Vater war seinerzeit während zwei Jahren ein söttiger, deshalb die Gelegenheit für die ganz und gar aussergewöhnlichen Trips. Übrigens: Ich werde mich hüten, der Welt diplomatie gut gemeinte Tipps in Sachen «Korea» zu geben, und behalte meine Meinung über die beiden Länder deshalb ausnahmsweise (...) für mich. «Achse des Bösen» hin oder her.

Kleiner Augenschein nach Panmunjom: Die Wellblechhütten der Polen und der Tschechen liegen wenige Meter nördlich des 38. Breitengrads, jene der Schweden und der Schweizer (ich bewundere meine Mutter heute noch, wie sie es zwei Jahre hier mitten im Niemandsland ausgehalten hat) einige Schritte südlich. Zwischen den beiden Siedlungen, da befinden sich einige Gebäude, wo sich die vier Parteien jeweils zu Besprechungen treffen, vor allem, wenn es zwischen den beiden Streithähnen brenzlig wird. Der 38. Breitengrad, offizielle Grenze zwischen den beiden Staaten, verläuft



peinlichst genau in der Mitte der Baracken, quer über die Verhandlungstische ... Die offizielle Reise nach Panmunjom muss man sich wie folgt vorstellen: Ankunft in Seoul, wo man vom Schweizer Delegationsleiter erwartet und dann mit einem UN-Wagen und -Fahrer von Süden her bis in 15 Kilometer Entfernung zum 38. Breitengrad gefahren wird. Dort befindet sich erst einmal die Demarkationslinie, von wo an sich niemand Unmilitärisches/Unbefugtes mehr ohne Erlaubnis der Streitkräfte bewegen darf. Also steigt man in Jeeps um und wird von US-Soldaten nach Panmunjom gekarrt. Überall Kontrollen und überall der militärische Gruss «Keep the fire up, Sir!», was etwa so viel bedeutet wie «Bleiben Sie wachsam, Sir!». Dank meinen Beziehungen zum Schweizer General, war es meinem Cousin Urs und mir möglich, uns mehr oder weniger frei im Camp am 38. Breitengrad zu bewegen. Die Uhr konnte man sich mittags übrigens nach dem unüberhörbaren Knall am Himmel stellen, wenn eine SR-71 («Blackbird») überschallmässig Richtung Norden flog, vermutlich, um Wetteraufnahmen zu machen ... Keine Ahnung, ob es heute anders ist, aber damals, in der Hochblüte des Kalten Krieges, da wurden die wenigen Besucher in Panmunjom vom «Norden» her unablässig von den Wachtürmen herab fotografiert. Von Urs und mir müssen in Prag, in Warschau und in Pjöngjang ganze Fotoalben rumliegen.

Zum Zeitpunkt der ersten Reise, da herrschte wegen eines Zwischenfalls am 38. Breitengrad mit toten US-Soldaten zwischen den beiden Ländern sozusagen Kriegszustand, samt Ausgangssperre ab 24:00 bis 05:00 Uhr. An einem Wochenende, da übernachteten Cousin Urs und ich nicht in Panmunjom, sondern im US-Army-Camp «Jong San» in Seoul, wo

meinen Eltern ein kleines Haus zur Verfügung stand, wann immer sie in der Hauptstadt übernachten mussten. Weil Cousin Urs und ich Land und Leuten in fremden Ländern niemals verschlossen waren, da gingen wir abends auch in den Ausgang, in Seoul, in den legendären «Kings Club», wo jeweils allerhand los war. Insider wissen Bescheid. Noch um 23:30 Uhr deutete nichts auf Aussergewöhnliches hin, zwanzig Minuten später allerdings waren Cousin Urs und ich sozusagen noch fast allein im Etablissement. Und Punkt 24:00 Uhr standen wir vor der Türe, in einer menschenleeren Strasse. Was nun? Taxi? Fehlanzeige. Also machten wir uns zu Fuss auf den Weg zurück ins Army Camp, und der führte ... über die Stadtautobahn. Weil diese unbefahren blieb, liefen wir auf der Autobahn nach Hause, ganz für uns allein, zwischendurch von schwerstbewaffneten Soldaten kontrolliert, die grossartig salutierten, sobald sie unsere offiziellen NNSC-Ausweise zu Gesicht bekommen hatten.

Apropos Land und Leute: Auch kulinarisch gab es die eine oder andere Überraschung. Im Swiss Camp, da stand zum Beispiel eine Schnapsflasche rum, in der eine Schlange eingelegt war und dem Hochprozentigen den unverwechselbaren Goût gab. Probieren Ehrensache. Prost! Und in Seoul, da erkundigte sich in einem Restaurant ein Kellner einmal bei einer koreanischen Spezialität, wie denn der ... Hund schmecke. «Bugogi» heisst diese gastronomische Fehlleistung, falls Sie mal in Korea sein sollten.

# Ein Prost auf die Pekingente in Beijing!

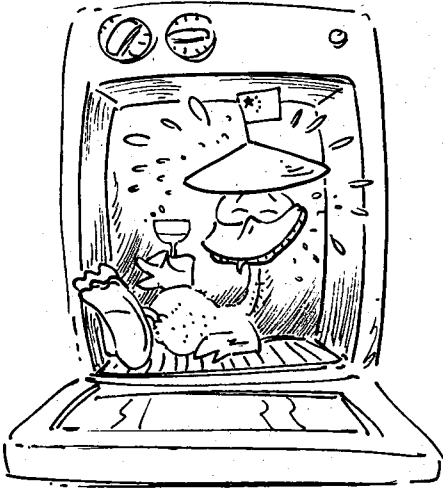
**Kürzlich, da erzählte ich den Kindern von einem Erlebnis in China, das doch schon einige Jahre zurückliegt, aber zum Schluss, da meinten sie: «Wieso hesch über das no nie gschriben?» Hiermit sei das nachgeholt.**

In einem früheren Leben, da arbeitete ich nach meiner Zeit bei Hotelplan für ein anderes Zürcher Reisebüro, wo ich für allerlei Spezialreisen zuständig war. Kommt also eines Tages mein Chef daher, Otto Albin. «Hör mal, die chinesische Regierung hat dem Bundeshaus eine Einladung gesandt. Acht, zehn Schweizer Unternehmer können nach Beijing reisen, um vor Ort nach Möglichkeiten eines Engagements in der Volksrepublik China zu sondieren. Die chinesische Botschaft aber will, dass wir das Technische von A bis Z organisieren; du weisst schon, Visen, Flugtickets, Betreuung. Angesichts der Bedeutung dieser Reise brauche ich einen versierten Reiseleiter. Kennst du jemanden Zuverlässigen, der dafür in Frage kommt?» Selbstverständlich kannte ich den passenden Guide.

Zwei Wochen später trifft sich eine Gruppe von Schweizer Unternehmern in Hong Kong, nach individueller Anreise. Ingenieure für Kläranlagen sind ebenso zugegen wie Hersteller von Tiefdruckmaschinen, Webstühlen, Schlüsselhängern (weltweites Patent) und der Schreibende. Mit einer wenig Vertrauen einflössenden Maschine der China Air-

lines befördert man uns nach Beijing, wo wir hingegen wie Staatsgäste empfangen werden. Jede und jeder von uns hat eine eigene russische Limousine älteren Baujahrs samt Chauffeur neueren Baujahrs und einen Übersetzer zur Verfügung; logieren werden wir in Gästehäusern der Regierung, jede und jeder im eigenen Appartement. Wohl um zu beweisen, dass es den Volkschinesen an nichts mangelt, auch an Heizöl nicht, da heizt man die Häuser auf schätzungsweise 35 Grad. Selbst das offene Fenster im Februar bei Temperaturen von minus 20 Grad vermag im Brutkasten nichts zu ändern. Genau so muss sich eine Ente fühlen, wenn sie in Beijing in den Ofen geschoben wird ...

Apropos Pekingente. Hatten wir auch. In Peking. Auf Einladung der Regierung. In einem der vermutlich besten Restaurants des Landes. Will heissen: An runden Achter- oder Zehnertischen sitzen wir mit unseren Gastgebern, abwechselungsweise Regierungsvertreter, Dolmetscher und Schweizer Landeier aus Bodenhaltung. Wenig später werden uns die besagten Enten aufgetischt, ganz nach dem Motto, «Achtung, fertig, los!» Es vergeht keine Viertelstunde, da sehen die Tische wie Schlachtfelder aus. «Das ist hier Tradition», lasse ich mich belehren. Und selbstverständlich prostet man sich nonstop zu, auf gutes Gelingen der Reise, mit dem Resultat, dass die Chinesen zum Schluss eine stehende Ovation an die Adresse der Schweizer kredenzen, derweil jene sozusagen rückwärts aus ihren Stühlen kippen, Reiseleiter inklusive. Wow, war das eine Lehrstunde in chinesischer Trinkfestigkeit.



Tags darauf geschieht Ungeheuerliches. «Mein» Chauffeur hat einen nigelnagelneuen Mitsubishi. «We have new car!», meint der Übersetzer voller Stolz, als ob ich das nicht auch längst bemerkt hätte. Was man nun wissen muss: Seinerzeit war es in China für den Erwerb des Führerscheins unerlässlich, innert 20 Sekunden vom ersten in den vierten Gang zu schalten, selbst wenn die Karre dadurch schier abgewürgt wurde. Eine Merkwürdigkeit, die ich mir bei einem offiziellen Empfang auf der Schweizer Botschaft hatte bestätigen lassen. Und genau nach diesem 1-2-3-4-Prinzip funktioniert unser Driver auch, mit schliesslich knappen 50 Km/h im vierten Gang, weil die russische Antiquität einfach nicht mehr hergibt ...

Ebenso geht er es mit dem Mitsubishi an. Besorgt wende ich mich an den Dolmetscher: «Sagen Sie, zu diesem neuen Wagen müssen Sie bestimmt Sorge tragen, nicht wahr?» Herr Wang stimmt zu, ohne Wenn und Aber. «Nun denn», sage ich, «dann sollte unser Chauffeur den Motor nicht abwürgen. Besser ist,

bei 4'000 Touren zu schalten, damit der Motor optimal läuft.» Herr Wang erklärt das dem Chauffeur – und dieser setzt die westlichen Tipps sogleich um: Erster Gang, 4'000 Umdrehungen, zweiter Gang, 4'000, dritter Gang, 4'000, vierter Gang. Auf einmal rasen wir mit über 100 Km/h durch Beijing, nonstop hupend, damit sich die Zehntausende von Velofahrern links und rechts in Sicherheit werfen können. So – oder ähnlich – muss es ausgesehen haben, als Moses das Meer geteilt hat. Weg frei! Unser Fahrer ist schweissgebadet, ich bitte Herrn Wang inbrünstig, die Übung abrechenen zu lassen ...

Schweizer sind schon ein komisches Völkchen, vor allem wenn sie Geld haben und sich deshalb für Mehrbessere halten. Die Begleiterin eines Unternehmers glänzt während der ganzen Reise mit obligater Verspätung, mit Überheblichkeit, schwerem französischem Parfum und mit dem Familienschmuck, den sie kiloweise an Ohren, Hals, Handgelenken und Fingern zur Schau stellt. Toll, macht ungemein Eindruck, sowas; auf mich sowieso. Blödi Zwätschge. Einmal, da weiss sie abschliessend («pas de discussion, s'il-vous-plait!»), dass sie sich mit den berühmten heissen Tüchern, wie sie in China gereicht werden, während eines Nachtessens einen «unglaublich teuren Ring» von den Fingern geputzt und es «im Moment» nicht bemerkt hat. Glaubt man ihr, dann liegt jetzt Sechsstelliges in einem chinesischen Abfallkübel. Mit anderen Worten: Der Reiseleiter darf mal ran, an/in die Güselchübel (eh ja, wozu sonst ist er denn da?). Wie tröstlich, dass die Lady zwei Stunden später gemerkt hat, dass sie den Ring im Hotelzimmer hat liegen lassen ...



Wie bereits gesagt, es ist kalt, in jenem Februar. So auch an jenem Sonntag in Shanghai, an dem wir einen «freien Tag» haben und die meisten unserer Gruppe beim Zmittag zufälligerweise in eine echt chinesische Hochzeit geraten – mit allgemeinem Zuprosten und Hochleben lassen und so. Als wir gegen 15:00 Uhr aus dem Restaurant kommen, da hätte man meinen können, ganz Shanghai wäre auf der Strasse, derart riesig ist das Gedränge auf der verkehrsfreien Hauptstrasse (nein, wir haben nicht doppelt oder dreifach gesehen!). Nun muss man sich meinen Anblick vorstellen:

Bärtig, knapp zwei Meter gross, mit Lammfelljacke und Moonboots bestückt. Was für ein Anblick für die kleinen Chinesen. E.T. live! Ein Student will einen meiner Schuhe sehen, also bekommt er ihn. Überrascht, wie leicht das Ding ist, gibt er ihn seinem Kollegen, jener seinem Bekannten, dieser seinem Nachbarn undsoweiterundsofort. Ich jedenfalls sehe meinen Moonboot entschwinden – zehn, zwanzig, dreissig Meter von mir entfernt, in der unglaublich anmutenden Menschenmasse. Aber, siehe da – auf einmal kommt er wieder zu mir retour, wie von Geisterhand gereicht. Als ob ich «Abrakadabra!» gesagt hätte.

# Wenn sich Bürolisten als Promotoren versuchen

**Kürzlich, da war eine Art «Job Rotation» angesagt: Jacqueline Mendl, bei der Migros Aare für Sponsoring & Special Events verantwortlich, und ich wurden – wie weitere 258 Kolleginnen und Kollegen aus der Administration in Schönbühl – für einen Tag in eine Migros-Filiale an die Verkaufsfrost abdetachiert. Zielsetzung: Eine Aktion zum Thema «Frische» für die Kundinnen und Kunden durchzuführen. Bei Jacqueline und mir ging die Sache in Hinterkappelen über die Bühne. Wir waren uns relativ rassig einig: Wir wollten der Kundschaft einen einzigartigen Stand mit Früchten aus aller Welt präsentieren und eine Degustation inszenieren. Motto: Nirgends auf der Welt gibt es frischeren Fruchtsalat!**

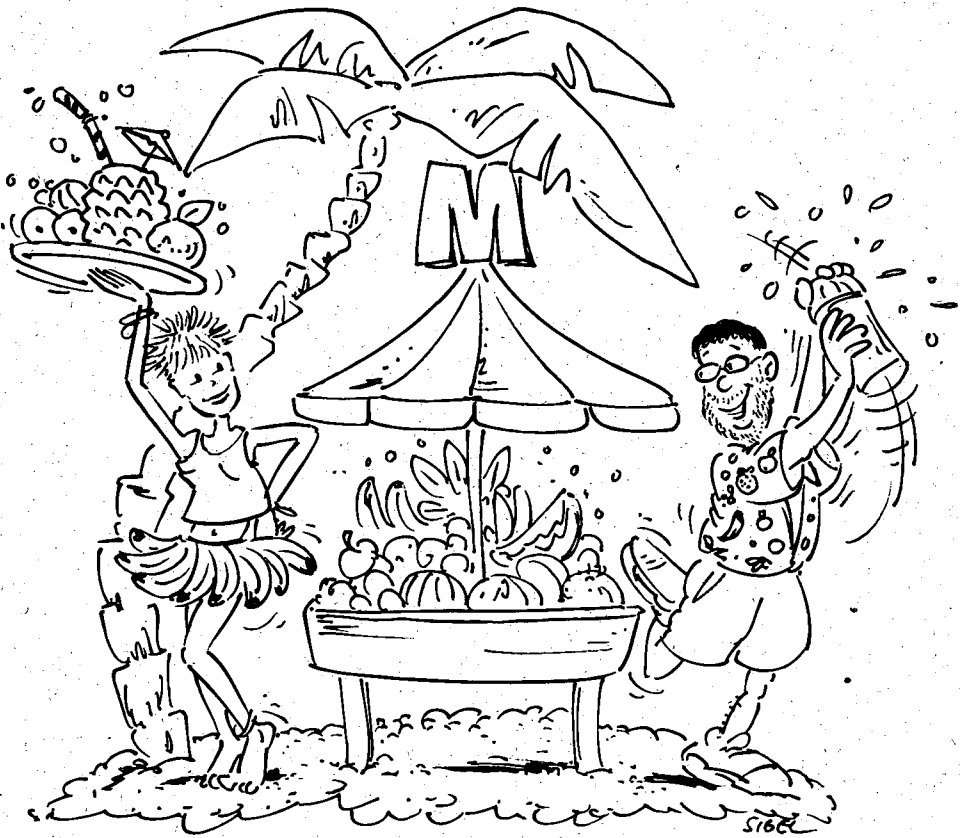
Die Vorbereitungen zur Operation «Welt-Fruchtsalat-Tag» (wäre direkt öppis für den UNO-Kalender!) mit Irene Gerber, der Rayonleiterin Früchte & Gemüse, verlaufen optimal, so dass wir die Nacht vor unserem Einsatz ruhig durchschlafen können. Treffpunkt: 07:30 Uhr beim Marktstand im Eingangsbereich der Filiale. Was Sie noch wissen müssen: Jacqueline und ich wohnen in der Nähe von Hinterkappelen, jene Migros ist also sozusagen unsere Heimbasis – viele Leute kennen uns, aber davon später.

Wow! Es ist atemberaubend, wie Irene Gerber uns den Stand hergerichtet hat, ein richtiger Garten Eden. An alles hat sie gedacht: Bei den Früchten angefangen über Becher/Plastikgabeln für die Besu-

cher bis hin zum Stromanschluss für unseren CD-Player, der die Kundschaft mit tropischen Raggae- und Calypso-Klängen erfreuen soll. Und so machen wir uns an die Vorarbeit, schliesslich kommen um 08:00 Uhr die ersten Leute. Ananas, Bananen, Honigmelonen, Grapefruits, Kiwi sowie Inland-Früchte wie Äpfel oder Birnen bereiten uns, die wir, wie es sich gehört, Plastikhandschuhe tragen, beim Schälen und Schneiden keine Probleme. Ab in die beiden Glasschüsseln! Auch mit den Lychees kommen wir einigermassen zurecht. Plötzlich aber versucht Frau Kollega Mendl eine Frucht zu sezieren, von der sie keine Ahnung hat, was es überhaupt ist. Ich kann ihr nicht weiterhelfen, schliesslich verwechsle ich selbst Mangos und Papayas. Und so beschliessen wir, keinen Tuttifrutti-Salat mit umsverworren möglichst allen Früchten dieser Welt zu machen, sondern uns auf jene zu konzentrieren, die wir, Schweizer Landeier, die wir sind, auch handhaben können.

Apropos, ganz schön politisch, wie die Früchte aufgereiht sind: Granatäpfel aus Iran liegen friedlich neben Avocados aus Israel, derweil sich herausstellt, dass Sharon-Früchte aus Spanien kommen. Kommt einem spanisch vor, nicht wahr?

Lieber Leser, sind Sie sich eigentlich bewusst, was Ihre Partnerin für einen gigantischen Arbeitsaufwand hinter sich hat, wenn sie Ihnen und Ihren Gästen ein Dessert mit frischen Kiwi oder Lychees



auf den Tisch zaubert? Seit unserem Einsatz ist mir das klar: Ich schinte und schneide nämlich Kiwi um Kiwi, Lychee um Lychee, aber nach knapp einer halben Stunde, da ist erst ein elendes Häufchen vorhanden, derweil Jacqueline mit Bananen, Trauben, Ananas oder Melonen ihre Glasschüssel schon beinahe gefüllt hat. Ich schlage ihr deshalb eine Fusion vor: Ich produziere, sie wiederum füllt die Degustationsschälchen ab und bringt die Ware an die Frau und an den Mann.

Dieser strategische Entscheid erweist sich als Glücksfall, denn wir ergänzen uns

während der kommenden elf Stunden hervorragend, noch fast besser als im Büro. Die Kundschaft glaubt sich beim Betreten der Migros Hinterkappelen eher in den Tropen denn am Wohlensee. Begeisterung allenthalben, ob dieser unerwarteten Überraschung. Eine ältere Frau kann von der Sache leider nicht profitieren: «Je älter ich werde, desto mehr bin ich auf dieses oder jenes allergisch.» Ich kann sie verstehen, geht mir mit der Politik ebenso.

Schau, schau: Im Laufe des Nachmittages, da sind auch verschiedene Teenager zu sehen, die (un)auffällig rumschleichen und immer wieder einen Blick auf die arbeitende Klasse werfen. Ich schätze, irgend jemand aus Claudias Klasse hat



mich knapp vor Mittag erkannt und nun wollen alle den «Bo» bei der Arbeit sehen. What a sensation! Schade nur, ist Lehrer Gerber nicht aufgetaucht. Zur Zeit versucht er nämlich, seinen Schülerinnen und Schülern die Logik des Herrn Pythagoras einzutrichtern. Lehrer Gerber hätte sie mir an Ort und Stelle nach 38 Jahren auffrischen können, zwischen Heidelbeeren und Feigen, so dass ich keine weisse Fahne mehr zu schwenken bräuchte, wenn Claudia zu Hause nach Details fragt. Und, wer weiss, vielleicht liesse sich mit diesen geometrischen Kenntnissen (oder sind es mathematische?) sogar Karamboles einfacher zerlegen.

Im Laufe des Tages, da kriege ich ganz schön Übung beim Schälen und Schneiden. Und siehe da: Die eine oder andere Hausfrau schaut gegen Abend fasziniert zu, wie ich eine Ananas oder Grapefruit mit grandioser Kurventechnik elegant und ohne grossen Abfall zerlege (carvende Skifahrer haben hier einen entscheidenden Vorteil, weil sie genau wissen, wann und wo der Kantendruck des Metalls einzusetzen ist, damit perfekt Kurven gezogen werden können ...).

Am Nachmittag haben wir jene Mischung von Früchten, die zu begeistern wissen. «Fantastisch, dieser Fruchtsalat!», bekommen wir nonstop zu hören. Wie dann immer wieder die Frage nach der genauen Zusammensetzung kommt, da verweisen wir auf unsere Geheimhaltungspflicht, dürfen aber – nebst der Tatsache, dass wir offen sagen, dass weder Zucker noch Mayonnaise zugegeben wurden – immerhin so viel verraten, als dass sich eine Arbeitsgruppe in der Migros über Monate hinweg mit der Zusammensetzung befasst hat, dass eine nationale Marktforschung weitere entscheidende Hinweise ergeben hat und

wir dann über ein halbes Jahr einen «Pilotversuch» im Grossraum Zürich gemacht haben. Die Leute sind tief beeindruckt. Kunststück. Wäre ich auch, wüsste ich es nicht besser.

Fazit: Unser Tag «im Felde» war wirklich ein Hit. Tut jedem Bürogummi gut, zu erleben, was die Leute in den Filialen jeden Tag leisten. Jacquelines und mein Rücken können ein Lied davon singen.

# Auhuwala: Ein Traum der Menschheit geht in Erfüllung!

**Der Zweitfernseher ist längst erfunden, ebenso die Büchsenravioli, die Carmen-Curlers, die elektronische Zitronenhaaltpresse, der Autostaubsauger und die Q-Tipps. Trotz dieser revolutionären Geräte fehlt der Menschheit noch die ultimative Neuheit. Hier ist sie. Tier-schützer: Wegschauen!**

Stimmt: Meine letztjährige Idee, einen abschraubbaren Korken zu erfinden, den **TWORK®** (Twist Off Cork), das war nicht gerade das Gelbe vom Ei. Die Industrie zeigt(e) kein grosses Interesse daran. Weil ich aber nach wie vor überzeugt bin, Grosses für die Menschheit schaffen zu können – und als solches in die Geschichte eingehen möchte –, da habe ich meinen Kopf kürzlich in Schräglage befohlen. Und siehe da! Die Menschheit steht unmittelbar vor der bahnbrechenden Erfindung einer automatischen Hundewaschanlage, kurz und verständlich «Auhuwala» genannt. Sie wird parallel zur Autowaschanlage im Shoppyländchen verlaufen. Lassen Sie mich die Auhuwala grob erklären. Auf technische Details möchte ich hingegen öffentlich nicht eingehen, schliesslich schläft die Konkurrenz nicht. Und wer lässt sich schon gerne die Butter vom Brot oder den Hund von der Auhuwala nehmen?

Nehmen wir an, ich hätte einen Hund. Es wäre mit Sicherheit ein Bobtail. Und er hiesse mit ebensolcher Sicherheit «Fluffy». Rufen würde ich ihn aber immer mit «Fluffy The Dog», damit im Umkreis

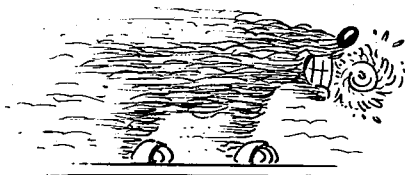
von zwei, drei Kilometern kein Zweifel darüber bestehen würde, welcher «Fluffy» genau gemeint ist. Das Problem mit «Fluffy» wäre, dass er leicht dreckig wird, mit seinem zottigen grau/weissen Fell, so dass er rasch zum Urvieh mutiert. Hier kommt die Auhuwala zum Zug.



Ganz gut möglich, dass ich Sie jetzt überfordere mit der oberflächlichen Betriebsanleitung der Auhuwala. Grundsätzlich funktioniert die Anlage nach dem Prinzip einer Panzerraupe, mit einem Endlosförderband. Je nach Ausbaustandard der Auhuwala variiert die Nutzlänge des Rollbands zwischen 20 (Typ Do-It-Yourself) und 70 Meter (vollautomatische Version). Alle vier bis fünf Meter finden sich auf der Lauffläche Sicherheits-Fussschlaufen (by Salomon©) für Ihren Liebling, die sowohl in der Länge als auch in der Breite individuell verstellbar sind. Diese kynologisch und anatomisch perfekt schliessenden Schlaufen verhindern einerseits ein ungewolltes Herausrutschen der Pfoten und garantieren andererseits nach ISO-Norm 7001, weil sensorgesteuert, ein sofortiges Öffnen bei einer allfälligen Funktionsstörung der Auhuwala. Orientieren wir uns jetzt an «Fluffy»: Nachdem sich Herrchen für das DeLuxe-Waschprogramm (Fr. 12.95 im 12er-Abo) in der vollautomatischen Anlage ent-

schieden hat, wird der Hümpu, dem zuvor eine Art Taucherbrille samt integriertem Schnorchel montiert worden ist, von vier freundlichen und gut gepolsterten Mitarbeitern (einer davon, ein langjähriger Angestellter, einarmig), in seine Ausgangsposition geschnallt. Sekunden später durchfährt «Fluffy» eine erste Infrarot-Schranke, die ihrerseits das Vorwaschprogramm in Gang setzt. Sprühdüsen mit Weichspüler garantieren bei der ersten Station dafür, dass «Fluffys» Fell durch und durch geschmeidig gemacht wird, so dass «Fluffy» jetzt in perfekter Ausgangsposition für den eigentlichen Waschgang in Sektion 2 steht, welche dreigeteilt ist: Duschen, Schäumen, Auswaschen. Ein ausgeklügeltes System von Wasserdüsen durchnässt den Hund erst einmal gehörig. Und noch bevor er sich, seinem natürlichen Trieb folgend, standesgemäss ausschüttern kann, durchquert der pflotschnasse «Fluffy» den automatischen Schaumvorhang mit PH-neutralem Shampoo samt dem weltbekannten «Flea Stop®». Flexible Schrubber mit Drucksensoren sorgen nun dafür, dass das Fell richtig durchgeschrubbt wird. Das gelingt deshalb optimal, weil sich «Fluffy» samt der Plattform, auf der er steht, viermal um die eigene Längsachse\* dreht. Unmittelbar danach taucht das Förderband ins lauwarme Wasserbad, so dass «Fluffy», einem U-

Boot ähnlich (deshalb auch die Taucherbrille), tadellos ausgewaschen werden kann.



Der vorletzte Posten auf dem Parcours ist der nach letzten Erkenntnissen der Wissenschaft erbaute Windkanal (by Pininfarina), in welchem der Wind individuell verstellbar ist, damit jeder Hund nach optimalem C-Wert zurecht gefönt werden kann. Ganz schnadig, wie die Vierbeiner da rauskommen! Auf den Swiss Finish legt meine Auhuwala grössten Wert, denn schliesslich verkehrt hier der Hund von Welt. Ein diskretes Pudern an heiklen Körperstellen ist deshalb ebenso selbstverständlich wie die automatische Gebisspflege unter Verwendung von Mundwasser der Marke «Barking Magic». Eines ist sicher: Sie werden Ihren Liebling nicht mehr wiedererkennen, wenn er – in Ausnahmefällen mit leichter Schlagseite – sein eigentliches «Rollout» feiert.



\*Trächtige oder läufige Hündinnen, Vierbeiner mit Herzbeschwerden und Hunde ab 16 Jahren könnten bei diesem Vorgang gesundheitliche Schäden erleiden. Um Risiken auszuschliessen, fragen Sie vorher Ihren Veterinär oder sprechen mit Ihrem Liebling.

# So schnell wird man(n) zum verklemmten Voyeur ...

**Schlechtes Wetter ist grundsätzlich schlecht, schlechtes Wetter in den Bergen jedoch noch schlechter. So richtig schlimm. Und so sehr man(n) sich dagegen sträubt: Je länger das schlechte Wetter in den Bergen andauert, desto wahrscheinlicher wird es, dass man(n) irgendwann zu einer Shoppingtour ins Tal motiviert (...) wird. Exklusiv für Sie: Ich bekenne mich schuldig. Ich bin kein «gmögiger» Shopper. Kein Zitat der Weltgeschichte bringt es besser auf den Punkt: Time is money. Und je länger so ein vermeintlich gemütliches Familien-Shopping dauert, desto ungemütlicher wird es für mich, seelisch und finanziell gleichermassen.**

Winterferien sind gleichbedeutend mit Skiferien. Auch in Vercorin, wohin sich unsere Familie immer wieder verzieht. Was aber, wenn es Petrus ausnahmsweise überhaupt nicht gut mit dem ferienmachenden Teil der Menschheit im sonnenverwöhnten Wallis meint, wie an Weihnachten/Neujahr 2002/2003? Genau: Man lässt sich etwas Originelles einfallen: Zuerst erholsame Spaziergänge zu viert/dritt/zweit im Regen, gefolgt von einem Ausflug ins Thermal- und Hallenbad Leukerbad, dann bald einmal abenteuerliche Familienspiele mit, früher oder später, unausweichlich aufkommender Verbalschlägerei zwischen den einzelnen Parteien und, als letzte Fluchtmöglichkeit, ein wenig einfallsreiches Schlemmer-Nachtessen mit ebenso wet-

tergeschädigten Freunden, das bereits um 15:00 Uhr mit einem «Wir-wollen-doch-das-Beste-aus-der-Sache-machen-Apéro» beginnt und gegen 23:00 Uhr mit dem «Hicks-wir-wollen-doch-das-Beste-aus-der-Sache-machen-Schlummertrunk» endet. Zum Schluss jedoch kommt in jedem Fall der ultimativ unvermeidliche Vorschlag nach einem Shopping. Und diesen Winter, da packte ich in Vercorin einmal den Stier bei den Hörnern, besser gesagt das Manora-Krokodil direkt an der Gurgel und schlug die Shoppingtour gleich selber vor: «Wollen wir heute Nachmittag nicht ins Centre Commerciale nach Sierré?» Meine beiden Frauen staunten pas mal; Patrick hingegen liess sich entschuldigen – und blieb in Vercorin, um Französisch zu büffeln, wie er uns halbwegs glaubhaft versichern konnte. Honni soit qui mal y pense.

Immerhin etwas Positives kann ich einem Shopping in der ehemaligen «Placette» in Sierré abgewinnen: Beim Eingang vor der Rolltreppe ist traditionsgemäss eine Degustation mit lokalen Spezialitäten aus Salgesch angesagt. Sie wissen schon: Mit feinen Produkten aus dem Hause Mathier oder Imesch oder Orsat oder Rouvinez. Vive le Valais libre! Nur eben: Nichts ist so beständig wie der Wandel: Auf der besagten Promo-



Fläche, da steht heute so ein Wunderknabe mit lockigem Haar, der die Vorzüge von Rotel-Haushaltgeräten lobt und preist. Toller Einstand für meine Shoppingtour. Unsere Claudia (15) steht bereits auf der Rolltreppe, als ihre Mutter ihr nachruft, dass die Drogerie Kosmetika mit 50% Rabatt verkauft. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, dass der Mensch schneller als eine Maschine sein kann, dann hat ihn Claudia beim Herunterrennen auf der Rolltreppe in Richtung Drogerie erbracht. Die Shoppingtour ist lanciert, yeah!

Keine Beschreibung könnte das Einkaufsverhalten meiner beiden Frauen präziser dokumentieren als das nachfolgende Intermezzo: Um Details der hier beschriebenen Shopping-Rallye besser in Erinnerung behalten zu können, da notiere ich mir zwischendurch bei Manor Stichworte auf ein Blatt Papier. Schau ich dann nach einigen Sekunden wieder auf, da sind die beiden spurlos verschwunden. Such, Borni, such! Und wer sucht, der findet bekanntlich, in diesem aktuellen Fall in der Lingerie, wo Mutter und Tochter gemeinsam über Soutien-gorges, Strings, Nuisettes und Brassières beraten. Bei dieser Ausgangslage, da wäre es gar nicht nötig, dass Claudia mir flüstert, ich solle doch bitte eine Fliege machen, weil «peinlich». Das merke sogar ich als Unmerkiger, dass ich in dieser Situation flüssiger als flüssig bin, überflüssig nämlich. Also setze ich mich vorübergehend in die unmittelbar angrenzende Schuhabteilung ab, obwohl der Laden mich a) überhaupt nicht interessiert und, b), Latschen in meiner Grösse (47) gar nicht führt. Aber äbe. Zwischendurch, da schau ich immer wieder diskret zu den Dessous, in der Hoffnung, kein firmeneigener Video-Überwacher schätze mich als verklemmten Voyeur ein.

Weil ich in den vorangegangenen drei Monaten einiges an Gewicht eingebüsst habe (Seiten 68/69), da kündigt sich nadsna auch eine neue Garderobe an. Bei Manors sind heute viele Hosen mit 50% angeschrieben. Prima. Aus purem Gwunder schnappe ich mir ein Paar in Grösse 36/34, um sie comme il faut in der Umkleidekabine zu probieren. Bingo! Passen perfekt. Und das für Fr. 24.95. Will heissen: Ein zweites, vielleicht sogar ein drittes Paar ist fällig. Dummerweise finde ich auf Anhieb kein 36/34 mehr, bloss noch 34/34 oder 36/36. Haut nicht, wie sich beim Probieren herausstellt. Freundlicherweise erklären sich meine beiden Frauen jedoch bereit, nach weiteren vergünstigten 36/34-Versionen zu suchen, derweil ich, adrett mit Socken, Boxershorts und T-Shirt bekleidet, probierbereit in der Umkleidekabine auf sie warte. Zwei Minuten vergehen, drei. Zeit genug, mich von allen Seiten im grossen Spiegel zu betrachten. Doch, doch, Borni, keine schlechte Figur, die du da neuerdings zur Schau trägst. Einige Augenblicke der Warterei verbringe ich – es sei hiermit zugegeben ... – mit Body-Building-Posieren. Die Kollegen Schwarzenegger und Hogan würden vor Neid glatt erblassen, was da im Spiegel zu sehen ist. Als nach weiteren zwei, drei Minuten Warten noch immer keine meiner beiden Frauen mit einer weiteren Auswahl erscheint, da ziehe ich Jeans, Pulli, Jacke und Schuhe an und mache mich auf die Socken... Toll, die beiden haben Papa und Ehemann anscheinend vergessen, durchforsten die Damenkonfektion.

Die Chance, dass sich gewisse Ereignisse der Weltgeschichte wiederholen, stehen gut. Demnächst gehen wir nämlich wieder eine Woche nach Vercorin.

# Darf ich Ihnen vier Millionen vermitteln? Oder fünf?

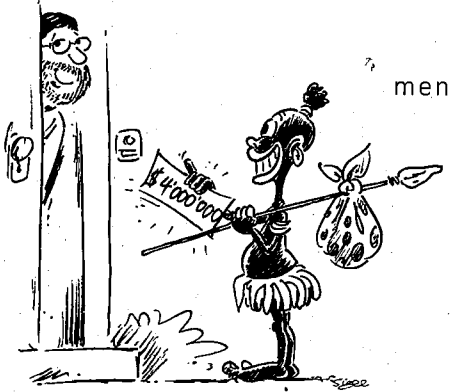
**Auch Ihr Realsatiriker hat 2002 an der Börse Geld verlockt, nicht bloss virtuell, sondern real. Und zwar nicht mit spekulativen Anlagen – ein völlig konservativer Fonds reichte bereits. Wie auch immer: Offenbar noch gerade rechtzeitig habe ich den ganzen S..... letztes Jahr mit einem hellblauen Auge verkauft und daraufhin noch konservativer angelegt. Sie wissen ja: Lieber vier Prozent Zins pro Jahr als 20 Prozent Loch. Es gibt aber nach wie vor die Chance, rassig Multimillionär zu werden. Hauptsache, Sie glauben ganz fest daran.**

Jede Woche erhalte ich per E-Mail mindestens ein Angebot aus Nigeria, der Elfenbeinküste, Ghana oder Südafrika, Millionär zu werden. Einmal ist es angeblich die allerseits geschätzte Désirée Kaliba herself, Witwe des allzu früh und auf unnatürliche Weise von uns gegangenen kongolesischen Präsidenten, Laurent Kaliba, die mit meiner persönlichen Hilfe rechnet, ein anderes Mal schreibt mir ein Freddie Ugotu aus Lagos höchst vertraulich, dass die Herren Michael Mesters und Henry Ogoba (resp. seine Nachfahren, da Sir Henry kürzlich bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist) mit mir rechnen. Nicht zu vergessen Dr. Mamo Uwolde, der die Interessen des Bongo Chung wahrnimmt, weil sein Mandant uns bei einem Flugzeugabsturz der Singapore Airlines verlassen musste (obwohl die Singapore Airlines seit Jahrzehnten keinen Crash zu beklagen hat.

Anmerkung des Autors). Und immer geht es nach der gleichen Strickart: Die Verstorbenen haben immer 10 bis 30 Millionen US Dollar vor dem Fiskus versteckt (zum Teil noch vergraben im eigenen Gärtli) und ihre Erben möchten die Kohle jetzt ausser Landes schaffen, wiederum an den Steuerbehörden vorbei. Am liebsten natürlich in die Schweiz, die bekanntlich weisser wäscht. Wer wird ihnen das verdenken? Sie etwa? Ich soll dabei jeweils als Vermittler wirken, dafür sichert man mir 20% Provision zu. Alles, was ich für die paar Millionen zu tun habe, das ist, mein Bankkonto bekannt zu geben und ein paar Blankounterschriften zu leisten. Merken Sie öppis?

Wie söttige Anfragen im Wortlaut daherkommen, möchte ich Ihnen am Beispiel von Anomo Elbono aufzeigen, aus der Elfenbeinküste. Weshalb ich ausgerechnet ihn an Tageslicht zerze, hat mit einer früheren Arbeitgeberin zu tun, der Suchard-Tobler. Dort verarbeitet man Kakaobohnen zu feiner Schoggi. Und eben, mit Kakaobohnen hat die nachfolgende Anfrage zu tun, die ich Ihnen 1:1 aus dem Englischen übersetze. Ist doch sympathisch, hat man es mit einer Materie zu tun, von der man (noch immer) etwas versteht. Und so wie mich der Absender anredet, da könnte man ohnehin meinen, Anomo und ich hätten mal zusammen an der Elfenbeinküste Kakaobohnen getrocknet und in Jutesäcke abgefüllt.

«Mein Lieber, ich benötige dringend Ihre geschäftliche Hilfe! Gestatten Sie bitte, dass ich Ihnen erkläre, weshalb ich mit Ihnen geschäftliche Beziehungen aufneh-



möchte, aufnehmen muss. Ich habe Ihren Namen und Ihre Kontaktadresse aus einer Internetseite für Finanzleute gesehen, wo Ihre Tätigkeit beschrieben wird. Ich habe viele andere Namen auch gesehen, aber Ihr Name wurde mir auch von unabhängigen Gewährsleuten als vertrauensvoll angegeben. Ich habe intensiv gebetet, dass ich mit Ihnen Kontakt aufnehmen darf. Der Allmächtige hat mir ein Zeichen gegeben, dass ich Ihnen vertrauen darf, um ein seriöses Geschäft abwickeln zu können.

Ich heiße Anomo Elbono und bin der einzige Sohn von Herrn und Frau Roger Elbono. Mein Vater war ein wohlhabender Kakaobohnen-Händler in Abidjan, der wirtschaftlichen Hauptstadt der Elfenbeinküste. Er wurde von Geschäftspartnern auf hinterhältige Art und Weise vergiftet, während einer gemeinsamen Geschäftsreise. Meine Mutter starb bereits, als ich noch ein Baby war. So entwickelte sich eine ganz spezielle Vater-/Sohn-Beziehung. Bevor mein Vater in einem Privatspital in Abidjan starb, rief er mich zu sich an sein Totenbett. Das war im November 2000. Er vertraute mir an, dass er die Summe von zehn Millionen und fünfhunderttausend US Dollar (USD 10'500'000) auf einem Geheimkonto bei einer Privatbank in Abidjan auf meinen Namen lautend hinterlegt habe. Er sagte mir auch, dass er

deswegen von seinen Geschäftspartnern vergiftet worden wäre. Vater bat mich aber, nicht mit seinen vermeintlichen Freunden Geschäfte zu machen, sondern mit einem ausländischen und vertrauensvollen Businesspartner. Deshalb wende ich mich an Sie, lieber Freund! Das Geld möchte ich bei Ihnen in Liegenschaften oder in Hotelmanagement investieren. Das kann ich aber nur über Sie tun, als Einheimischer. Deshalb bitte ich Sie um folgende drei Gefallen. Erstens: Bitte sagen Sie mir, wo genau Sie Bankverbindungen pflegen (mit Angabe Ihrer Kontennummern), damit wir das erwähnte Geld dorthin transferieren können. Zweitens: Bitte bedenken Sie, dass ich erst 26 Jahre alt bin. Ich bin Ihnen deshalb für Ihre Ratschläge als erfahrener Geschäftspartner dankbar. Sie sind sozusagen mein persönlicher Schutzengel. Drittens: Bitte stellen Sie sicher, dass ich mich in Ihrer Heimat ansiedeln kann. Für Ihre Hilfe bin ich bereit, Ihnen 20 Prozent der erwähnten Summe von 10'500'000 USD als Honorar zu überlassen. Dies alles sollte in den nächsten 14 Tagen geschehen. Bitte kontaktieren Sie mich umgehend. Der Allmächtige segne Sie, mein Lieber!»

Schwanzfeder der Sache: Zum Schluss der E-Mail steht zu lesen: «Gewinnen Sie eine Playstation2! Schicken Sie eine SMS mit dem Code PS auf die Nummer 61166!» Immerhin. Nun denn, lassen Sie mich es wissen, sollten Sie Millionär werden wollen. Ich würde dann meinerseits bei der Witwe Kabila andocken und für Sie Transitstation spielen. Dort geht es nämlich um 20 Millionen USD, bei ebenfalls 20% Mühewaltungskosten. Machen wir Fifty-fifty oder teilen wir brüderlich?

# SonntagsBlick, Sonntags-Zeitung oder NZZ am Sonntag?

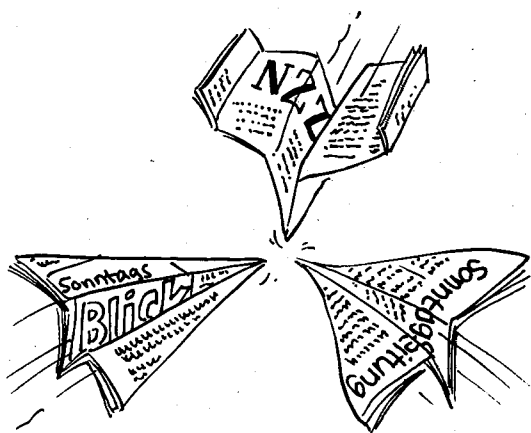
**Wer die Wahl hat, der hat die Qual. Alles klar. Nur: Haben wir auch die Qual der Wahl, wenn drei Deutschschweizer Sonntagszeitungen am Kiosk, in den Zeitungskästen oder im eigenen Briefkasten liegen? Mitte März habe ich die subjektive Nagelprobe gemacht.**

Den Zeitungen und ihren Verlegern ging es auch schon besser: Das Volumen der Stelleninserate leidet unter rasanter Schwindsucht, die nationalen Werbekampagnen werden ausgedünnt, Gratiszeitungen à la «20 Minuten» setzen den Etablierten mehr zu, als man zuzugeben bereit ist. Kein Wunder, tobt hinter den Kulissen ein erbarmungsloser Machtkampf. «Dürfen wir Ihnen die Sonntagszeitung für die nächsten zwei Jahre zum Sonderpreis offerieren?», hiess es kürzlich am Telefon, «wir möchten nämlich, dass auch unsere bisherigen Abonnenten einmal von einer weiteren tollen Aktion der Sonntagszeitung profitieren können, nicht bloss Neuabonnenten!» Was auf den ersten Blick wie eine humanitäre Tat aussieht, die zumindest nach einer Nomination für den Friedensnobelpreis schreit, entpuppt sich als plumper Versuch, der NZZ am Sonntag Leser abpenstig zu machen. Was ich meiner Scheinheiligkeit am anderen Ende des Drahtes auch 1:1 zu verstehen gebe. «Das höre ich wirklich zum ersten Mal, das wäre mir neu ...», tönt es seitens der Hardselling-Mitarbeiterin aus der Marketingabteilung der Sonntagszeitung. Sygse.

Altbekannt: Nichts ist so alt wie die Zeitung von gestern. Gilt auch für Sonntagszeitungen. Im Wissen darum, versuche ich die eigentliche Aktualität aus dieser Kurzgeschichte rauszunehmen, so dass es hier um Grundsätzliches gehen wird, worin sich die drei Publikationen unterscheiden. Da wäre einmal die Rechtschreibung. «Al-Qaida telefoniert mit Schweizer Handys» titelt die Sonntagszeitung auf ihrer Frontpage. Und der Bundesanwalt bestätigt: Terroristen bevorzugen helvetische Prepaid-Karten (wie viele Katzen Whiskas bevorzugen). Entsprechend zur Titelstory liegt auch der neue Orange-Prospekt bei, «Welcome». Aber das wissen die al-Qaida-Leute längst, wie jetzt neuerdings auch die Leserschaft der Sonntagszeitung. Al-Qaida? Die NZZ am Sonntag sieht und schreibt das anders, nämlich einfach Kaida, ohne «al» vorangestellt. Überhaupt grenzt sich die NZZaS mit international korrekter Schreibweise von Namen ab: Der als Osama Bin Laden bekannt gewordene Saudi wird am Zürcher Falkenweg als Usama bin Ladin buchstabiert. Interessant: Der SonntagsBlick lässt Amerikas Staatsfeind #1 an diesem Sonntag unberücksichtigt (berichtet dafür darüber, dass Cathérine und Martin Lüthi aus der Schweizer Soap «Lüthi und Blanc» demnächst nach Island reisen), so dass sich nicht feststellen lässt, ob der vermutete Top-Terrorist noch andere Schreibweisen kennt.

In der Einschätzung über den Irak-Konflikt sind sich alle drei Zeitungen resp. deren Kommentatoren einig: Ein Krieg scheint unausweichlich. Also gilt es, sich mit süffigen Überschriften von der Kon-





kurrenz abzuheben. Von einer ungewissen «Reise ins Chaos» schreibt die Sonntagszeitung, und über den «Alleingang des Erleuchteten», weil George W. Bush mit sich anscheinend im Reinen ist und aus religiöser Überzeugung in den Krieg ziehen wird. Die dazu passende Morgenandacht für den US-Präsidenten liefert die NZZ am Sonntag mit einem Kommentar von Thomas Isler: «Fromme Worte für den Präsidenten». Nüchtern auch die weitere Vorschau rund um den erwarteten Irak-Krieg: «Bush hat gute Gründe – aber schlechte Erklärungen». Bei diesem Thema kann auch der SonntagsBlick nicht abseits stehen, wobei der Krieg bei Ringiers auf der Titelseite (unterlegt mit Goldbarren) bereits Fakt ist: «Wegen Irak-Krieg: Gefahr für unser Gold!» Getreu dem Grundsatz aus Wilhelm Tell: «Der brave Mann denkt an sich – selbst zuletzt!» will Nationalrat Paul Günter am kommenden Tag vom Bundesrat wissen, wie sicher jenes Schweizer Gold, das höchstwahrscheinlich in den Bunkern von Fort Knox lagert, noch ist? Könnten wir es rasch heimfliegen, wenn es brenzlich würde? Gute Frage, liebe Leserinnen und Leser: Weshalb weiss der SonntagsBlick bereits heute, was der an prominenter Stelle abgebildete Paul Günter morgen zu fragen gedenkt? Der wird doch nicht etwa ... Aber lassen wir das.

Am Sonntagmorgen um 00:30 Uhr fällt beim aktuellen Renner DSDS, «Deutschland sucht den Superstar», die Entscheidung: Alexander, der Klon von Schumi II, schlägt Juliette. Chapeau: Die Sonntagszeitung berichtet bereits darüber, derweil beim SonntagsBlick die Entscheidung «bei Redaktionsschluss noch nicht gefallen war.» Die NZZ am Sonntag ihrerseits lässt ihre Leserschaft in völliger Ungewissheit. DSDS schient dort Tabu-Thema (selbst im Kultur-Bund), dabei interessieren sich Millionen von Menschen dafür. Der SoBli würdigt Dieter Bohlen in einer Kolumne, die SoZei den 17-jährigen Daniel Küblböck mit der Feststellung, dass der im Halbfinale ausgeschiedene Bayer die Stimme eines «bekifften Eichhörnchens» habe.

Was sonst? Alle drei Sonntagszeitungen zählen identisch, nämlich «über 40'000 Zuschauerinnen und Zuschauer» beim Empfang der Alinghi-Crew in Genf. Und alle drei haben das identische Keystone-Bild drin, vom America's-Cup-Pokal mit Ernesto Bertarelli (by the way: stolpern auch Sie ständig über den Namen und sagen Bertrametti?). Abschliessend für Statistiker: Die NZZ am Sonntag bietet 88 Seiten brutto (davon ungefähr 27 Seiten Werbung/Stelleninserate), die Sonntagszeitung 140 Seiten (62 Seiten Reklame), der SonntagsBlick 128 Tabloid-Seiten (34 Seiten Werbung). Am meisten reale Sonntagslektüre kriegt man heute also beim SonntagsBlick, wobei dort aber, wie erwähnt, die Frage aller Fragen unbeantwortet bleibt. Nun denn: Ich hoffe, hiermit alle Klarheiten, welche Sonntagszeitung «man» lesen sollte, beseitigt zu haben.

# «I schänke dir my Buess, meh hani nid ...»

**Ich liebe den offiziellen Kontakt zu offiziellen Stellen. Erstens einmal lernt man immer jede Menge neuer Zeitgenossen kennen, andererseits geben solche Begegnungen in den meisten Fällen Stoff für Realisatiren ab. Sie ahnen richtig, was jetzt kommt. Kommen muss.**

Kurze Einführung in die Geheimnisse des «Park im Grünen» auf dem Gurten, den die Migros Aare betreibt und jährlich mit weit über einer Millionen Franken aus dem Kulturprozent finanziert. Martin Schläppi, mit dem ich in Schönbühl Pult an Pult arbeite, ist der eigentliche Geschäftsführer des «Gurten», Hans Traffelet auf dem «Güsch» für die gesamte Gastronomie verantwortlich. Für die kulturellen Veranstaltungen wiederum bin ich zuständig, letztinstanzlich. Einfach, nicht wahr? Kompliziert wird es erst, wenn eine Band im Kulturlokal «UPtown» bei einem Konzert die erlaubte Lautstärke überschreitet und dabei verwütscht wird, wie letztes Jahr eine Gruppe namens «Züri West».

Fragen Sie mich nicht, weshalb die Behördevertreter ausgerechnet beim Konzert von Kuno & Co. mit ihrem elektronischen Ohr im «UPtown» standen. Ich möchte aber nicht missverstanden werden: Gesetz ist Gesetz, Limiten sind Limiten, Grenzwerte Grenzwerte. «Züri West» haben dagegen verstossen. Basta. In der erstinstanzlichen Strafanzeige gegen Hans Traffelet heisst das korrekt «Überschreiten des zulässigen Schallim-

missionsgrenzwertes beim Erzeugen von elektronisch verstärkter Musik.» Macht 2'000 Franken. Plus Gebühr. und Mühewaltungskosten. Dicke Post, die wir aber nicht einfach so auf uns sitzen lassen wollen.

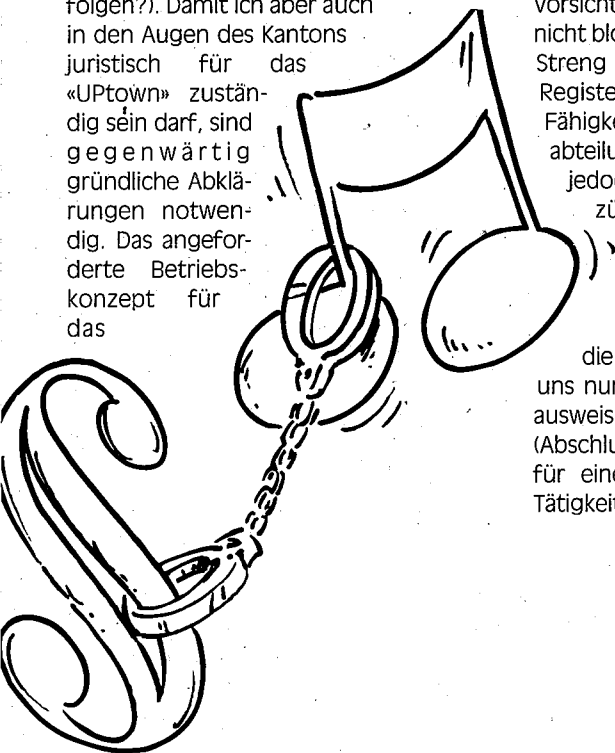
Nun wissen Sie, dass Hans Traffelet zwar für das Kulinarische, nicht aber für das Kulturelle zuständig ist (und damit habe ich ausdrücklich nicht gesagt, dass Essen keine Kultur wäre). Wen also beissen die Hunde, wen? Künstler können in solchen Fällen nicht belangt werden, da sie selber ja nicht wissen, wie laut sie überhaupt spielen, zumal viele von ihnen eh hörgeschädigt sind (kommt eben davon!). Der Tontechniker – Neudeutsch: Sound Engineer – ist angestellt, nicht verantwortlich. Will heissen: Als Boss des Kulturprozents der Migros Aare müsste der Bornhauser theoretisch seinen Kopf hinhalten. Und das, obwohl meine diesbezüglichen Akten seit 52 Jahren Blütenweiss in irgendwelchen Amtsregistern vor sich herstauben: Am liebsten würde ich ja den Behörden husch eine E-Mail schreiben: «Sie können das Strafmandat an Hans Traffelet annullieren, weil der gar nicht zuständig ist und auch mich (Sohn des Otto, von Weinfelden/TG, und der Klara, geborene Fivian) unberücksichtigt lassen!» Weil unsere Mühlen jedoch nur langsam mahlen, kann ich nicht turbomässig einfahren, zumal bei der Sache unser Anwalt eingeschaltet werden musste. Besagter Fürsprecher, den ich logischerweise kenne, musste in der Angelegenheit bereits eine Vorladung wahrnehmen, beim Gerichtspräsidenten.

Würde ich Ihnen jetzt die «Züri-West»-Akten, so wie sie vor mir liegen, nur oberflächlich beschreiben, dann wären meine nächsten sieben Kurzgeschichten auch schon geschrieben. Liebe Leserinnen, liebe Leser, was jetzt kommt, ist ehrlich gemeint: Ich bewundere Beamte, die sich 1:1 an ihre Vorschriften halten, ganz im Sinne des Gesetzes, der Reglemente, der Paragraphen und der Verordnungen. Ich könnte das nicht – entsprechend chaotisch sieht es bei mir auf dem Pult aus. Der Bornhauser in Staatsdiensten? Lieber Gott, bewahre!

Zeitsprung, da das Konzert zwischenzeitlich über ein Jahr zurückliegt: So wie es aussieht, wird Hans Traffelet seinen Kopf aus der Schlinge ziehen und diese unter Umständen mir umlegen können, sollte sich herausstellen, dass ich für etwas verantwortlich bin, das ich gar nie «geBOsget» habe (Sie können noch folgen?). Damit ich aber auch in den Augen des Kantons juristisch für das «UPTown» zuständig sein darf, sind gegenwärtig gründliche Abklärungen notwendig. Das angeforderte Betriebskonzept für das

«UPTown» ist vorhanden. Etwas mehr Engagement und Zeit erfordert es schon, die persönlichen Auszüge aus Straf- beziehungsweise Betreibungsregister zu erhalten. Doof, wie nur ich sein kann, versuche ich es husch auf die Telefonische. Beispiel Betreibungsamt, nachdem ich mich vorgestellt habe: «Können Sie mir das schicken?» – «Nein, leider nicht, das müssen Sie schriftlich machen und eine Kopie eines amtlichen Ausweises mit Foto beilegen.» – «Geht das auch per E-Mail und E-Mail-Anhang?» Nein, das geht logischerweise nicht. Auch für den Bornhauser gibt es da keine Ausnahme. Überraschendes dafür aus dem Amt: «Wissen Sie, ich weiss schon, wer Sie sind, Herr Bornhauser, aber ich kann wirklich keine Ausnahme machen, sonst ende ich womöglich noch in einer Ihrer Kurzgeschichten ...» Wie wahr.

Vorsicht, geneigte Leserschaft! Hier sind nicht bloss Technokraten am Werk. Denn: Streng genommen müsste ich den Registerauszügen auch noch einen Fähigkeitsausweis beilegen. Die Polizeibehörde Köniz hat sich diesbezüglich jedoch schlau gemacht. Eine diesbezügliche Anfrage ihrerseits bei ihren Vorgesetzten hat ergeben, dass dieses «vorerst ohne Präjudiz» auf einen Fähigkeitsausweis verzichtet. Danke für die Nach- und Weitsicht! Aber unter uns nur: Was hätte mein KV-Fähigkeitsausweis 1969 – bei Gfeller Sport in Bern (Abschlussnote 4,7) zustande gebracht – für einen Einfluss auf meine heutige Tätigkeit?



# Hochverehrte Werberinnen und Werber!

**Weshalb werden meine – ich gebe es zu! – geistesschwachen Vorurteile gewissen Werbeagenturen gegenüber immer dann von neuem bestätigt, wenn ich mit einer solchen zu tun habe?**

Wenn ich mit Werbeagenturen die Klängen kreuzen muss – was zum Glück selten genug vorkommt –, dann kriege ich in der Regel hässliche Bibeli am ganzen Körper und muss ständig gorp-sen. Ich kann Ihnen auch sagen, woher diese Malaise kommt: Werber haben immer und überall Recht. Nur sie allein verstehen es, die wirklichen, die heimlichen und die unterschwelligsten Wünsche und Bedürfnisse der Konsumentinnen und Konsumenten und der jeweiligen Märkte richtig zu deuten. Und übrigens: Wegen mangelndem Selbstvertrauen, das habe ich bei der Schweizer Ärztekammer in Erfahrung bringen können, wurde in den letzten zwanzig Jahren kein Werber behandelt.

Kürzlich passiert: Einige Tage, bevor ich einen Kollegen treffe, da lasse ich ihn wissen, dass ich gerne eine Idee mit ihm ausbrüten würde. Damit er zumindest der Spur nach weiss, worum es gehen wird, mache ich eine kleine geistige Auslegeordnung. Schon am Tag darauf – also noch vor unserem Treff – da bekomme ich eine gut gemeinte E-Mail von ihm. Und die geht wie folgt: «Bo, ich habe einen Kollegen, der eine Werbeagentur hat, gebeten, sich auch Gedanken zu machen. Hier sein Vorschlag.» Igitt! Wer-

beagentur! Schon beginnt die Haut mit ihren Reizungen. Was ich dann vom Werber zu lesen bekomme, das lässt meine Magenwand end- und gültig verrückt spielen (Originaltext): «Hier unser Konzept (öffnen mit Acrobat-Reader). Ich halte euch die Idee 10 Tage frei. Gib mir Bescheid, wenn ihr darauf verzichtet. Dann verwenden wir sie gerne für einen anderen Kunden.» Ohne den Anhang auch nur zu öffnen, bekommt mein Kollege Sekunden später Folgendes auf seinem Bildschirm geknallt: «Du, was soll dieses kindische Macho-Gehabe? Für wen hält der sich eigentlich? Ave Imperator? Geits no? Der soll seine Genialität noch heute einem anderen Kunden verschütten.»

Ich höre die Werbe-Gilde bereits ihre Messer wetzen: «Ha! Ausgerechnet der Bornhauser! Ausgerechnet einer, der nicht mal weiss, wie man «introfiziert» schreibt!» Das stimmt sogar. Trotzdem hoffe ich, dass ich auf Dritte nicht so wirke, wie viele Werber auf mich. Nämlich schlicht und einfach... arrogant (sorry, aber es isch halt eso). Hand aufs Herz: Haben Sie schon einmal einen Werber erlebt, der Ihnen gesagt hätte, an Ihnen sei ein Werber verloren gegangen, wegen einer offensichtlich guten Idee? Geht gar nicht: Werber und fremde Ideen schliessen sich grundsätzlich und zum Vornherein aus. Scheint ein Berufskodex zu sein: Was nicht auf dem Mist einer Werbeagentur wächst, ist für die Fühse. Oder für die Katze, ganz wie Sie wollen. Nun bleibt eine Frage unbeantwortet im Raum stehen: Wenn selbst auf dem Mist der Agentur nichts mehr Gescheites wächst, wer darf dann den

kostspieligen Miststock bezahlen? Genau. Der Kunde, der die Agentur nicht korrekt gebrieft hat, sein Metier nicht zu verstehen scheint, die wirklichen Wünsche und Bedürfnisse seiner Kundschaft nicht kennt und den Markt eh nicht. Und sowieso ein viel zu kleines Budget bereitstellt, um etwas Vernünftiges und Nachhaltiges zu machen.

Einige meiner Freunde sind Inhaber von KMUs oder dort in leitender Position. Auch sie kommen um Kommunikation nicht herum. Was sie, als Branchenfachleute ohne Werbeerfahrung, mir über ihre Erfahrungen mit gewissen Agenturen erzählen, gleicht sich wie ein Ei dem anderen. Man klopft ihnen mit eloquenten Fachausdrücken die Birne weich (jetzt wissen Sie, woher der Ausdruck «bireweich» stammt): Von Clusters wird berichtet, von Behaviorismus, ausserordentlichen Wert wird auf das (den?) Claim und das (den?) Pay-off gelegt, von Listbroking, Penetration oder dem Known reader (gibt es auch Unknown readers?) ist die Rede, von UAP, UMP, USP. Ist auch für mich «Bahnhof»: Nun, immerhin weiss ich, was es mit AC/DC auf sich hat, habe aber nicht herausgefunden, was diese Rockband in der Werbeszene verloren hat. Merke: Hat eine Werbeagentur einmal ein Budget an der Angel, dann geht es darum, das Geld möglichst auf die Effiziente auszugeben, am besten mit doppelseitigen Farbinseraten in der Sonntagspresse oder in Hochglanzheftli. Achten Sie sich doch einmal... Ich behaupte: Eine einzelne, wirklich clever und mit Köpfchen gestaltete Farbseite erzielt ebenso viel Wirkung, wenn nicht noch mehr. Aber eben.



Das absolut Grösste und mein eigentliches Schlüsselerlebnis, weshalb ich mit grösster Lust und dem grössten Vergnügen mit «Freien» zusammenarbeite, seitens einer (renommierten) Werbeagentur habe ich vor ungefähr 15 Jahren erlebt. Im Bemühen, über meinen blöden Schatten zu springen, da erging ein klarer Auftrag an die Kreativen. Präsentiert wird mir zwei Wochen später jedoch etwas ganz, ganz anderes, etwas für meine Bedürfnisse völlig Unbrauchbares. Kommentar der Grossinquisitors: «Wissen Sie, Herr Bornhauser, wir sind keine Befehlsempfänger, wir wollen unsere Kreativität umsetzen. Das haben wir hier getan. Wenn Ihnen das nicht passt, dann suchen Sie sich am besten einen Grafiker und eine Druckerei, die Ihre Ideen realisieren.» Sprachs, legte eine Rechnung über 4'900 Franken auf den Tisch (!), verschwand und ward (zumindest vor meinem Pult) nie mehr gesehen.

# Vom Saulus zum Paulus: Bo als Dieter-Bohlen-Fan

**Jene, die überzeugt sind, dass diese Überschrift bestimmt ironisch gemeint ist und dass Ihr Schreiberling Dieter Bohlen mit Sicherheit in die berühmte Pfanne hauen wird (samt «Blubb»-Effekt von Verona), werde ich grausam enttäuschen müssen. Ihnen sei das sofortige Weiterblättern empfohlen, bevor Sie sich ein Magengeschwür holen. Ich mag den Dieter Bohlen nämlich wirklich. Aber dem war nicht immer so.**

Was wäre diese Ferienlektüre – und erst noch mit dem sinnigen Titel «C'est la vie!» – ohne einen Rückblick auf DSDS (nicht identisch mit GZSZ), «Deutschland sucht den Superstar»? Grosses Pfadi-Ehrenwort: An einem Samstagabend im Februar hat unsere Familie in Vercorin aus purer Langeweile heraus einmal RTL eingeschaltet, um 21:15 Uhr. Danach aber waren wir – ich gebe es hiermit zu – an den darauf folgenden Samstagabenden für Einladungen oder Verabredungen jeglicher Art unabhkömmlich. Ich sagte den Leuten auch, weshalb. DSDS hatte uns einfach gepackt. Ob sich unser Freundeskreis seither verkleinert hat, lässt sich heute noch nicht mit absoluter Sicherheit feststellen. Und Herr Küblböck, jener 17-jährige Bayer, dessen Stimme eher an ein verrostetes Scharnier an einem Gartentor erinnert, liess auch innerhalb der Familie Bornhauser einen Weisswurst-Graben aufkommen. Genial, gut, mässig, ungeniessbar? Wer weiss das schon – aber wen kümmert(e) das

überhaupt? Er war der polarisierende Farbtupfer in der Sendung.

Der eigentlich Edlat zu DSDS, der fand am frühen Morgen des Montag, 24. Februar 2003, im Büro der Internen Post der Migros in Schönbühl statt. Einige Kolleginnen sind dabei, DSDS-Jury-Mitglied Dieter Bohlen an seinen Ohren durch den berühmten heissen Gaggo zu ziehen. Häme ergiesst sich über ihn, ein Tubel ist er, gar keine Frage. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel muss deshalb mein Winkelried-mässiges Eingreifen eingeschlagen haben: «Ladies, ich weiss gar nicht, was ihr gegen den Mann habt, ich selber finde ihn je länger je sympathischer, wie er mit den jungen Leuten umgeht und sich für sie einsetzt, ihnen Lieder massgeschneidert auf den Leib schreibt.» Sprachlosigkeit herrscht, betretene, bei Susanne S., Margrit S. und Anita W. Auch andere hören mit. Mein Statement muss sich in Windeseile verbreitet haben: Wie ich nämlich eine halbe Stunde später im Personalrestaurant anstehe, da ist mir, verschiedene Kolleginnen und Kollegen würden die Köpfe zusammenstrecken, zu mir schauen und kichern. Das Gerücht, wonach ich seither von einigen wenigen Kollegen wegen meiner Pro-Bohlen-Haltung nicht mehr beachtet würde, muss ich aber scharf dementieren. Das war bereits vor DSDS so.

Bisher, da kannte ich den Dieter Bohlen nur als Trällerich des Duos «Modern Talking» – aber das bloss en passant, weil mich deren Musik wirklich nicht vom Hocker haut. Klar, dass die Intermezzi mit Verona und Naddel (und wiederum

deren Episödchen mit dem bedauernswerten Ralph Siegel) nicht unbemerkt an mir vorübergezogen sind. BILD-Zeitung sei Dank (siehe auch Seiten 68/69). Und so entstand mit der Zeit dann halt ein Bild über den Menschen Dieter Bohlen, dem grösstenteils Vorurteile und Boulevard-Reportagen zu Grunde lagen. Dieses Bild fällt aber krachend von der Wand, als ich ihn zum ersten Mal «live» erlebe: Witzig, selbstironisch, ein richtiger Lausbub. Und was er musikalisch als Komponist und Produzent drauf hat, das ist selbst bei Kritikern unbestritten, ausser bei jenen natürlich, die immer öppis zu meckern haben, weil sie sonst keine selbst ernannten Kritiker wären. Anyway: Die Songs aus seiner Feder führen dazu, dass (auch) bei Bo's die DSDS-CD noch am Tag ihres Erscheinens praktisch nonstop läuft ...

Ihnen dreht es den Magen um, ob meines Coming-outs? Selber schuld, ich habe Sie bereits im Lead davor gewarnt, aber Sie mussten ja umsverworgen checken, ob ich Sie anschwindle oder nicht. Bitte schön, da haben Sie Ihr Waterloo. Jaja, ich verstehe Sie – wie kann sich ein Verantwortlicher für das Migros-Kulturprozent bloss mit solchen Äusserungen outen und (dis)qualifizieren? Igitt. Spätestens jetzt sollten Sie aber ausblenden, weil ich noch nicht ganz fertig bin mit meinem Lob in Richtung Dieter Bohlen ... Sein Meisterstück hat er mit dem Song «Superman» abgeliefert, der von Daniel gesungen wird. Für Céline Dion ein gutes Lied zu schreiben, das ist wahrlich keine Kunst, die Sängerin rettet mit ihrem Können und ihrer Ausstrahlung jeden Chabis in die Hitparaden. Aber für Daniel Küblböck einen Hit zu komponieren, da muss der Mann was können, echt. Ganz abgesehen davon, seine Sprüche während der Castings

(«Jetzt hast du soeben die Titanic zum zweiten Mal versenkt ...») zu einer jungen Dame nach ihrer Singprobe von «My Heart will go on» oder «Schlechter singt nur eine als du: Verona»), so wie sie dann und wann eingespielt wurden, waren/sind Klasse.

Übrigens: Sollte die «Superstar»-Truppe am Gurtenfestival 2003 auftreten, so hätte ich indirekt meine Finger mit im Spiel gehabt: Am Tag nach dem Finale habe ich Gurtenfestival-Boss Philippe Cornu nämlich empfohlen, sich die Gruppe, die auf Tournee ist, unter den Nagel zu reissen. Dieter Bohlen am weissen Flügel auf der Hauptbühne, das wäre doch was!

Das dicke Ende: Radio EXTRA BERN hat während der BEA den Karaoke-Superstar gesucht. Mitglied der vierköpfigen Jury: Bo. Nicht Bohlen, Bornhauser.



# «Und jetzt benötigen wir Ihre Kreditkartennummer ...»

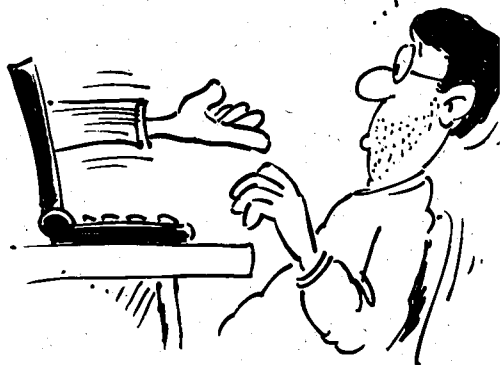
**Ich stehe auf Linus Reichlin. Der Typ ist für mich der beste Satiriker des Landes. Früher schrieb er als Moskito für die «Weltwoche», heute tut er das für «Facts», L.R.-Confidential-mässig. Seine Fantasie und, vor allem, seine Unverfrorenheit, die Dinge und die Leute beim Namen zu nennen, kennt keine Grenzen. Als Fan, da loadete ich regelmässig seine Kolumnen down, auf meinen PC.**

Sie wissen es: Von Tecnica, der Göttin der Technik, wurde ich nicht geküsst, auch von Bill Gates nicht. Immerhin: Zeitungen virtuell lesen, das habe ich inzwischen intus. Und so wühle ich regelmässig in der [www.washingtonpost.com](http://www.washingtonpost.com) herum, bei [www.lemonde.fr](http://www.lemonde.fr), bei [www.freiburgernachrichten.ch](http://www.freiburgernachrichten.ch) und bei anderen herausragenden Publikationen dieser Welt. Suche ich spezielle Artikel, dann ist es kein Problem, diese (unter Umständen halt via Archiv) anzuklicken und zu öffnen, auch wenn die Zeitungen verschiedene Systeme kennen. Bei «Facts» allerdings eskalierten die Satiren von Linus Reichlin zur Realsatire. Und da bin ich im Element.

Viele Zeitungen haben gemerkt, dass man ihre Internet-Ausgaben schätzt und offenbar regelmässig darin rumsurft. Bis vor einem Jahr, da war diese Dienstleistung in den meisten Fällen gratis und völlig unkompliziert in der Handhabung. Das hat sich mehrheitlich geändert, im Sinne der eigenen Leser- und Abonnenten(an)bindung. Bei der «Welt-

woche», beispielsweise, da bekommen Abonnenten ein Passwort, das ungehinderten Zugang in die virtuelle Zeitung ermöglicht (gilt auch für [www.nytimes.com](http://www.nytimes.com)). Beim «Tages-Anzeiger» ist es hingegen so, dass Abonnenten, Irrtum vorbehalten, pro Kalenderjahr 30 Archiv-Artikel zu Gute haben, ebenfalls gegen Eingabe eines Kennwortes. «Facts» handhabt das anders: Dort haben alle Interessierten, Abonnent hin oder her, pro Artikel drei Franken und 50 Rappen zu blechen, ebenso virtuell mit der Kreditkarte. Schliesslich wollen die Kosten dieser Dienstleistung wieder hereingespielt werden, nach dem Motto «Mühsam ernährt sich das Eichhörnchen». Item, Kleinvieh macht schliesslich auch Mist.

Wie bereits angedeutet: Als die virtuellen «Facts»-Artikel noch gratis waren, da konnte ich sie problemlos öffnen. Beides hat sich inzwischen geändert. Ich also wieder auf der Suche nach einem bestimmten Linus-Reichlin-Heuler. Macht dreiStutzfünfzig. Henusode. Ich gebe schön artig meine VISA-Kreditkartennummer ein, um dann festzustellen, dass ich keinen Zugriff auf die Kolumne bekomme. Schysssdräck. Also lasse ich dem Verlag eine E-Mail zukommen. Bereits am nächsten Tag meldet sich eine





Daniela Bauer. Ihre Überprüfung habe ergeben, dass ich leider Recht hätte. Sie verspricht Besserung, entschuldigt sich für den Lapsus und hängt gleich zwei «L.R. Confidential» als pdf an. Ein Super-service. Selbstverständlich spreche ich ihr dafür Anerkennung und Dank aus. Ehre, wem Ehre gebührt.

Zwei Wochen später versuche ich es erneut. Haut wieder nicht. Beim zweiten Mal akzeptiert das System nicht mal mehr meine Kreditkartennummer, im Gegensatz zum ersten Versuch. E-Mail an meine gute Fee: «Liebe Daniela,» – Sie merken, wir haben zwischenzeitlich virtuell Duzis gemacht – «ich möchte nicht, dass du meinst, ich wolle dich auf die Plumpe anbaggern, aber ich habe schon wieder ein Problem mit Linus Reichlin, beim Downloaden.» Daniela ist zwar online, aber von zu Hause aus, weil von einer Grippe heimgesucht. Effizient, wie sie auch jetzt ist, verweist sie mich an einen Kollegen, der mir weiterhelfen wird. Nur: Daniel ist nicht Daniela. Als Erstes will er wissen, welches System ich verwenden würde. Um mich nicht zu blamieren, da frage ich sicherheitshalber bei unseren Informatikern nach. Daniel bekommt seine Auskunft: «Internet Explorer 5.5, Windows NT Servicepack 6, Acrobat Reader 4.0». Man könnte direkt meinen, ich wüsste, wovon ich schreibe.

Was danach folgt, das entpuppt sich als klassische Dienstleistungswüste aus dem Hause Tamedia Online: Daniel will weitere Zusatzinformationen von mir, weil «die Informatiker das ganze System überprüft und festgestellt haben, dass die in Frage stehende Kolumne gemäss Log-File noch nie zum Kauf angeklickt wurde.» Böse Zungen würden diese Feststellung dahingehend interpretieren, dass der Abonnent die Unwahrheit sagt. Daniel wäre nach eigenen Angaben auch

froh, würde ich ihm meine Kreditkartennummer durchgeben. Das wiederum wäre doch glatt eine Story für einen «Fägts»-Redaktor, was da im eigenen Hause abläuft. Wie auch immer: Ich verweigere Daniel die Zahlenkombination und bitte ihn, mir einfach kurzspitz die besagte Kolumne anzuhängen. Was er dann auch kommentarlos tut (damit auch das geschrieben worden wäre).

Wenn Sie jetzt glauben, dieses «Facts»-Abenteuer wäre der Gipfel der Umständlichkeit, dann darf ich Sie erfreuen: Es geht noch komplizierter. Oh ja! Nämlich so: RTL-Radio macht Werbung für eine 6fach-CD «100% Rock». Weil immer auf der Suche nach guten Wettbewerbspreisen für unsere wöchentlich erscheinende Personalzeitung, da bestelle ich zehn dieser Mehrfach-CDs. Weil ich das nicht zum ersten Mal tue, weise ich den Telefonverkäufer explizit darauf hin, dass ich 10 (zehn) «100% Rock» will, nicht bloss eine. Er bestätigt mir das. «Wissen Sie», bescheide ich ihm, «ich habe es schon mehrfach erlebt, dass bei einer Zehner-Bestellung nur eine CD gekommen ist, weil im System Zehner-Bestellungen offenbar nicht vorgesehen sind.» Er beruhigt mich, sein System sei einwandfrei updated. Schade bloss, kann man der Einfachheit halber nicht mit Kreditkarte bezahlen – die Sendung komme per Nachnahme. Was sie zwei Wochen später auch tut. Halten Sie sich jetzt beim Lesen fest: Zehn einzelne Kartönlis kommen daher, Nachnahmegebühr mal zehn. Logisch, dass ich auch hier motzte. Und auch bei Target Music Distribution am/in Zollikerberg beginnt daraufhin ein eher unwürdiges Pingpong-Spiel um Schuld und Unschuld, das aber zum Schluss in Eintracht endet.

# Inhaltsverzeichnis

Leute unter 50 bitte wegschauen. Frauen sowieso .....	2
Fragen Sie bitte immer nach dem Namen. Immer! .....	4
Was ich dem Michael Schumacher voraus habe .....	6
Was sucht denn der Teddybär auf dem Mount Everest .....	8
Von den guten alten Zeit, da der Bo geschäumt hat .....	10
Gebt die 120 Kulturprozent-Millionen dem Bundesrat! .....	13
Was Gerhard Schröder und ich gemeinsam haben .....	16
Wer bin ich, wo bin ich, was mache ich hier überhaupt? .....	18
Wenn Scheiben und Brillen beschlagen ... ..	21
Herren-Weekend mit Christian, Ueli, Beat, Mario & Bo .....	24
CasaNova macht sich bei uns im Schlafzimmer breit .....	26
Wenn der Papst sich ans Steuer des Cadillac setzt .....	28
Man nehme Mehl, Zucker, Karotten, Haselnüsse, Eier .....	31
HiK Bornhauser bei der Frauentruppe vom MFD .....	34
Bäcker und Konditoren fordern meinen Kopf .....	36
Bäcker sind keine Betrüger (Markus Tscherrig) .....	39
Was es so alles in einem PSK braucht .....	40
Von der Kunst des Eierkochens .....	42
Die Rechnung schicken Sie bitte Lehrer Andreoli .....	44
Wie wir es beinahe auf die Titelseiten geschafft hätten .....	46
Vergessen Sie die Tipps von GaultMillau! .....	48
Die Polizei – dein Freund und Helfer .....	50
Gastautoren, willkommen! .....	52
Der Experte. (Hans Häusler) .....	53
Meine Kupplung hängt (Livia Anne Richard) .....	54
Malta in – Lokalradio off (Ursula Reinhard) .....	56
SIE sind überall (Peter Steiner) .....	58
AberneidochdrFriedeischwichtigudAmisissodummumirsisogschid! (Matthias Mast) .....	61
Von Zeitdieben (Daniel Kästli) .....	62
Ist das ein G'schnas? (Renate Hochmeister) .....	64
And The Winner is ... Beat Sigell .....	66
Der Karl-Lagerfeld-Diät sei Dank .....	68
Dear International Olympic Comitee IOC .....	70
Wenn Urs + Thomas nachts über die Autobahn laufen .....	72
Ein Prost auf die Pekingente in Beijing! .....	74
Wenn sich Bürolisten als Promotoren versuchen .....	77
Auhuwala: Ein Traum der Menschheit geht in Erfüllung! .....	80
So schnell wird man(n) zum verklemmten Voyeur ... ..	82
Darf ich Ihnen vier Millionen vermitteln? Oder fünf? .....	84
SonntagsBlick, Sonntagszeitung oder NZZ am Sonntag? .....	86
Ig schänke djr my Buess, meh hani nid ... ..	88
Hochverehrte Werberinnen und Werber! .....	90
Vom Saulus zum Paulus: Bo als Dieter-Bohlen-Fan .....	92
Und jetzt benötigen wir Ihre Kreditkartennummer .....	94

**In dieser Serie bereits erschienen:**

- «Churz vor em Ablösche», 1992
- «Churz nach em Ablösche», 1993
- «Sygseso», 1994
- «Mynetwäge», 1995
- «Henusode», 1996
- «So ischs Läbe, äbe», 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)
- «Süscht no Frage?», 1998
- «Päch für d'Schwyz», 1999 (zusammen mit Gastautoren)
- «Soisches», 2000 (zusammen mit Gastautoren)
- «10», 2001 (eine Zusammenfassung der besten Stories 1992–2001)
- «TohuwaBOhu», 2002 (zusammen mit Gastautoren)

Mit Ausnahme von «TohuwaBOhu» sind alle übrigen Ausgaben vergriffen. Letzte Anmerkung des Autors, comme toujours: Allfällige Schreib-, Tipp- und Borthographiefehler sind beabsichtigt.